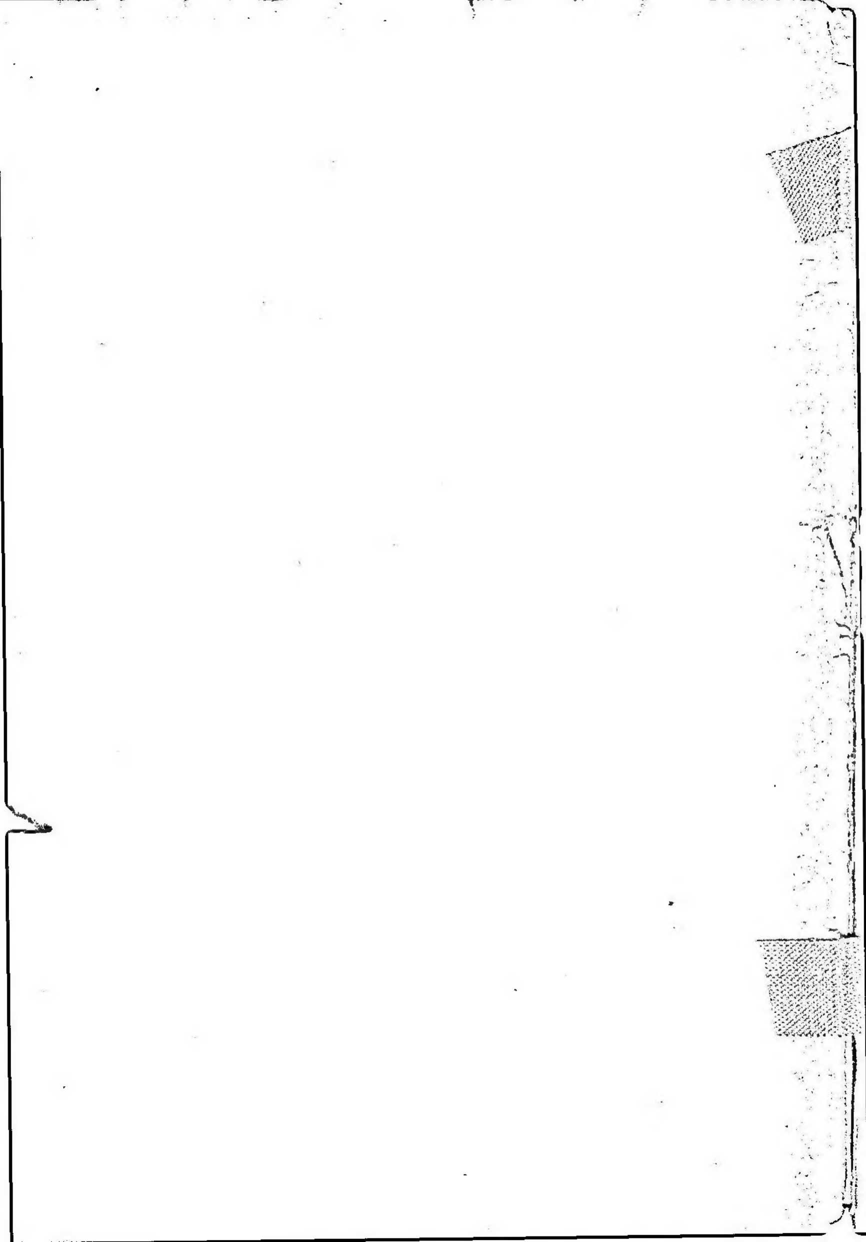

BLAULICHT
174
Wolfgang Mittmann
Einer ist der Mörder



Blaulicht 174

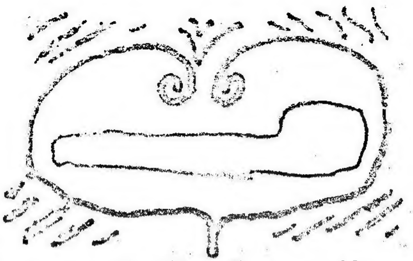
Wolfgang Mittmann
Einer ist der Mörder

Kriminalerzählung

Verlag Das Neue Berlin

1. Auflage

Lizenz-Nr.: 490/160/98/76 · LSV 7004
Umschlagentwurf: Olaf Nehmzow
Printed in the German Democratic Republic
Gesamtherstellung: Druckerei Neues Deutschland, Berlin
622 276 8
DDR 0,45 M



Der Wochenrapport bei Oberstleutnant Ahrenz, dem Leiter der Abteilung K in der Bezirksbehörde der Deutschen Volkspolizei, gehört zum festgefügten Ritus im Dienstablauf. Jeden Dienstag versammeln wir uns Schlag zehn Uhr an dem großen Beratungstisch in seinem Dienstzimmer, um über die wichtigsten Fälle unserer Abteilung zu sprechen.

Es ist kurz vor Mittag, und noch immer referiert der Leiter der Branduntersuchungskommission über einen Großbrand auf dem Hafengelände, dessen Ursache noch ungeklärt ist. Hauptmann Brettschneider trägt mit monotoner, nahezu einschläfernder Stimme die wichtigsten Fakten des Tatbestandes vor. Ich habe meine Pfeife angezündet und blicke verstohlen auf den Notizblock meines Nebenmannes. Sosehr ich mich auch bemühe, es gelingt mir einfach nicht, mich auf diese verzwickte Brandgeschichte zu konzentrieren. Immer wieder geht mein Blick zum Fenster. In Gedanken bin ich weit draußen vor der Stadt, wo sich die Sonne mattfarben auf einer bleigrauen, trägen Wasserfläche spiegelt, wo Spinnengewebe in strähnigen Fäden von den Zweigen des Sanddorns hängt. Altweibersommer. Noch schlafen die Herbststürme weit draußen auf dem Meer.

Stühlerücken unterbricht meine Gedanken. Aufatmend registriere ich, daß die Sitzung beendet ist. Als ich wenig später in das Dienstzimmer der Morduntersuchungskommission zurück-

kehre, dessen Fenster einen weiten Ausblick auf den alten Stadthafen bieten, hat mein Mitarbeiter Gabriel den Telefonhörer am Ohr.

„Genosse, machen Sie keine faulen Witze!“ knurrt er aufgebracht in den Hörer. Aber das, was den dunkelblonden Oberleutnant so aus dem Gleichgewicht bringt, scheint gar kein fauler Witz zu sein, denn im nächsten Augenblick greift er zu Block und Kugelschreiber und beginnt emsig zu schreiben.

„Das ist vielleicht ’n Ding!“ sagt er schließlich, läßt den Hörer auf die Gabel fallen und rückt seine randlose Brille zurecht. „In der Störtebeker-Höhle wurde ein Mann erstochen! Während einer Führung!“

„Was für eine Führung?“ brumme ich, die Pfeife noch immer zwischen den Zähnen haltend. „Was für eine Höhle?“

„Die Störtebeker-Höhle ist eine Schau-Höhle in der Nähe von Gumnitz.“

„Gumnitz — nie gehört! Wo liegt das überhaupt?“

„Auf Rügen, an der Kreideküste“, erläutert Gabriel. Er deutet auf die Bezirkskarte an der Zimmerwand. „Etwas oberhalb von Saßnitz!“

Ich trete zur Karte, vergewissere mich.

„Erstochen, sagtest du. Während einer Führung. Hmmm — das ist wirklich ein Ding! Weiß man, wer der Täter ist? Wurde er festgenommen?“

„Nein. Aus irgendeinem Grunde mußte während der Führung das Licht für wenige Minuten abgeschaltet werden. Als die Beleuchtung wieder brannte, war der Mann tot. Von einem Täter bisher keine Spur!“

„Fahren wir!“ entscheide ich. „Du rufst Doktor Bellmann in der Gerichtsmedizin an und sagst den Kriminaltechnikern Bescheid. Ich informiere inzwischen den Oberstleutnant.“

Kühle, modrige Grottenluft weht uns entgegen, als die schwere Bohlentür zum Eingang der Störtebeker-Höhle geöffnet wird. Ein feuchter Gang, der tief in den Kalksteinfelsen hineinführt, tut sich vor uns auf. Der zementierte Boden ist glitschig. Schimmelpilze wuchern an den Holzstempeln, an denen die trübe Gangbeleuchtung befestigt ist. Je tiefer es in den Berg hinabgeht, um so farbenprächtiger und imposanter wird das Bild, das sich dem Besucher im Lichte verdeckter Scheinwerfer bietet.

Seit fünfundzwanzig Jahren bin ich Mitarbeiter der Kriminalpolizei, und seit fast zehn Jahren leite ich die Morduntersuchungskommission. Vieles habe ich in diesen Jahren gesehen, aber so ein Tatort, sechsunddreißig Meter tief unter der Erde, inmitten bizarrer Felswände und Kalksteingebilde, ist mir noch nicht unter die Augen gekommen. Schmale, kaum mannshohe Gänge wechseln mit hallenartigen Räumen. Der „Magister-Wigbold-Saal", der „Michael-Gödeke-Saal" und schließlich die Attraktion der Höhle: der Saal, der nach Klaus Störtebeker, dem legendären Anführer der Likedeeler, benannt wurde, ein länglicher Raum, vielleicht vierzig Meter lang und dreißig Meter breit. Die Deckenhöhe mißt fünf bis sechs Meter. Ein Eisengeländer führt quer durch die Höhle, trennt den felsigen Untergrund von der spiegelnden Fläche eines Grottensees.

Doktor Bellmann, der Gerichtsmediziner, hockt neben dem Toten. „Ganz eindeutig", sagt er, als ich zu ihm trete, „der Mann wurde erstochen. Der Stich ist nicht tief, aber er sitzt absolut dort, wo man einen Menschen blitzschnell töten kann."

„Mit anderen Worten: Er war genau berechnet?"

Der Doktor erhebt sich, klopft den Schmutz von seinen Hosenbeinen. „So ungefähr werde ich es im Obduktionsbefund formulieren, Zander."

„Das würde ja bedeuten, daß der Täter medizinische Vorkennt-

nisse besitzt“, sagt Staatsanwalt Helm, ein kleiner, sehr dicker und sehr blonder junger Mann, der als Vertreter der Staatsanwaltschaft an der Tatortbesichtigung teilnimmt.
Doktor Bellmann wiegt zweifelnd den Kopf. „Kommt darauf an, was Sie unter ‚medizinischen Vorkenntnissen‘ verstehen. Es kann sein, daß der Täter diesen tödlichen Stich kennt. Denkbar ist aber auch, daß er rein zufällig angewandt wurde.“
Für die Kriminaltechniker gibt es nicht viel zu tun. Hauptmann Röder und seine Männer messen Länge, Breite und Höhe der Höhle, sie zeichnen die Wasserfläche in die Tatortskizze ein und beschreiben die Lage des Toten. Die Höhle ist bis auf einige von Touristen weggeworfene Papierschnipsel sauber. Es gibt keine auffälligen oder verwischten Spuren. Nichts ist heruntergefallen, wurde vom Täter weggeworfen oder liegengelassen.
„Was ist mit dem Tatwerkzeug?“
„Tja, Zander, ich tippe auf ein spitzes, dolchartiges Messer“, sagt Doktor Bellmann. „Eventuell ein Fahrtenmesser oder so etwas Ähnliches.“
Mein fragender Blick geht zu Hauptmann Röder, der aber nur mit den Schultern zuckt. „Nichts, Genosse Major. Ein Messer haben wir nicht gefunden.“
„Dann muß es der Täter noch bei sich tragen“, sagt Staatsanwalt Helm.
Eine solche Vermutung liegt natürlich nahe, aber ich bezweifle, daß der Täter noch im Besitz des Messers ist. Sicher wird er alles versucht haben, um das belastende Beweisstück loszuwerden. Die Frage ist: Wo und vor allem wie?
Nach einigen Schritten durch die Höhle bleibe ich vor dem Toten stehen. Er liegt dicht am Wasser. Das wachsbleiche Gesicht ist von zahlreichen Furchen durchzogen. Buschige Augenbrauen, eine vorspringende schmale Nase und lichtes graues Haar. Unmittelbar neben seinem Kopf eine Brille. Ein

Glas ist zerschlagen. Dem Schliff nach zu urteilen, muß der Mann ziemlich kurzsichtig gewesen sein. Eine altertümliche Uhrkette hängt aus der Westentasche. Der Schnitt des abgetragenen Anzuges ist bereits seit Jahren aus der Mode. Da liegt ein Mensch, der vor wenigen Stunden noch gelebt hat, der einen Beruf und ein Privatleben hatte. Bald wird man ihn wegtragen und zur Gerichtsmedizin fahren. Die Sektionsgehilfen werden ihn ausziehen, fotografieren, und Dr. Bellmann wird schließlich diesen leblosen Körper sezieren.
Wortlos reicht mir Gabriel den Personalausweis, den er in der Jacke des Toten gefunden hat. Johannes Wöllermann, dreiundsechzig Jahre alt, Historiker und in Wismar gemeldet. Mein Blick wandert vom Gesicht des Toten zum Paßbild und wieder zurück. Mir ist, als hätte ich diesen Mann schon einmal gesehen, vor Jahren vielleicht. Grübelnd starre ich auf den Toten. Wie ein Stein liegt er da. Reglos, kraftlos, tot!

Oberleutnant Gabriel führt einen schmächtigen, weißhaarigen Mann in den „Störtebeker-Saal". Hermann Wendler trägt eine Art Bergmannsuniform, zu der eine Schirmmütze mit der Aufschrift STÖRTEBEKER-HÖHLE gehört. In den Händen hält er die große Stabtaschenlampe, die von den Höhlenführern aus Sicherheitsgründen im Bereich der Höhlen und Gänge benutzt wird.
„Herr Wendler, es geht um eine Rekonstruktion der Ereignisse", sage ich. „Würden Sie jetzt bitte alle Handlungen so wiederholen, wie sich das bei der letzten Führung abgespielt hat. Nehmen Sie einfach an, meine Kollegen und ich wären eine Touristengruppe."
„Soll ich das mit Erklärungen machen, wie bei einer richtigen Führung?"
„Bitte."

Hermann Wendler geht zur Höhlenmitte. Dort stellt er sich in Positur. „Und nun befinden wir uns im ‚Störtebeker-Saal'. Diese Höhle, meine Herrschaften, war einer der bedeutsamsten und sichersten Schlupfwinkel jener kühnen Seepiraten, die unter dem Namen ‚Vitalienbrüder', oder auch ‚Likedeeler' genannt, im vierzehnten Jahrhundert in den norddeutschen Hansestädten den Kampf gegen die Allmacht der Patrizier aufnahmen und für die Interessen des rechtlosen Volkes eintraten."

Wendler hat eine faszinierende Stimme, die den Raum füllt und in den dunklen Gängen verhallt.

„Das Volk verehrte seinen Beschützer. ‚Störtebeker, dat was'n feinen Kerl', erzählten sich die Leute. ‚Arm Lüd hett he watt gewen, riek Lüd wat nahmen.' Selbstlos teilte er die erbeuteten Schätze mit dem armen Volk. Deshalb auch der Name ‚Likedeeler', der zu gleichen Teilen teilt. Viele Heldentaten ranken sich um den geliebten, aber zugleich auch gefürchteten Anführer der Likedeeler. Noch immer schweigt die Geschichtsschreibung über die soziale Herkunft jenes Mannes, dessen wahrhaftiger Name Johann Störtebeker war. Nicht weniger als zwölf Dörfer und Städte in Mecklenburg, Hannover und Friesland streiten sich um den Ruhm, Störtebekers Geburtsort zu sein. So manche Chronik behauptet, er sei ein Wismarer Kind gewesen, andere versichern, er stamme aus der Gegend von Verde. Ein Teil der Chronisten führt seine Herkunft auf ein friesisches Adelsgeschlecht zurück. Nach eingehender Quellenforschung nimmt man heute an, daß er ein Bauernsohn aus Ruschwitz auf Rügen war."

Wendlers Vortrag weckt Kindheitserinnerungen. Auch ich habe die Erzählungen von Leben und Kampf des Klaus Störtebeker, vom Verrat vor der Insel Helgoland, von Störtebekers Gefangennahme und Tod verschlungen.

„Nur der sagenhafte Schatz der Likedeeler wurde bis heute

nicht gefunden. Wer weiß, ob er nicht noch immer tief im Innern dieses Felsens schlummert."
In Gedanken ordne ich die Touristengruppe. Die Besucher haben einen Halbkreis um Wendler gebildet. Dort ist das Wasser und dort das Geländer. Jede Einzelheit versuche ich mir einzuprägen, das Licht, die Atmosphäre, Wendlers Stimme.
„Und nun, meine Herrschaften, sollen Sie erfahren, warum die ‚Störtebeker-Höhle' als sicherster Unterschlupf der Likedeeler galt. Wenn Sie an diesen kleinen See herantreten, dann werden Sie in fünf Meter Tiefe einen hellen Fleck erkennen."
Die Touristen drängen zum Geländer.
„Moment", sagt der Höhlenführer. „Ich muß erst das Licht ausschalten."
Schlagartig ist es dunkel. Die Touristen starren dorthin, wo soeben noch die unbewegte Wasserfläche zu erkennen war. Und da... in der Tiefe glänzt ein silberblauer Fleck. Es sieht aus, als spiegele sich ein Stück Himmel. Unwillkürlich geht mein Blick zur Höhlendecke. Nichts!
„Diese Spiegelung wird durch eine unter dem Meeresspiegel liegende Öffnung erklärt, die eine Verbindung zum offenen Meer bildet. Höhlenforscher haben festgestellt, daß diese Öffnung früher in Höhe des Meeresspiegels lag, so daß man von der Ostsee wie durch ein Burgtor in die Höhle einfahren konnte. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts erlebte die Höhle einen Bergrutsch, wobei die Einfahrt fast völlig verschüttet wurde."
Der Höhlenführer verstummt. Aus irgendeinem Grund gibt es plötzlich Unruhe in dem Raum. Ein Stöhnen dringt durch die dunkle Höhle, dann klingt es wie der Fall eines menschlichen Körpers. Ein Schrei — die hyterische Stimme einer Frau: „Licht! Machen Sie doch Licht! Hier liegt jemand!"
Schmerzhaft sticht das Licht in die Augen. Bewegung entsteht;

die Touristen weichen zurück. Entsetzt starren sie auf den menschlichen Körper, der leblos vor ihren Füßen liegt...
„Genau viereinhalb Minuten!" Gabriels frische Stimme verdrängt meine Vision. Geistesgegenwärtig hat der Oberleutnant die Zeit, in der das Licht abgeschaltet war, gestoppt. Wenigstens einer, der dieser diffusen Höhlenatmosphäre nicht erlegen ist.
„Und dann lag dort der Mann", sagt Wendler. „Ich sah sofort, daß er tot war."
„Woran erkannten Sie das?"
„Während des Krieges war ich Soldat in einer Sanitätskompanie. Da weiß man, wie Tote aussehen."
„Was war mit dem Messer?"
„Messer?" wiederholt Wendler.
„Ja, die Mordwaffe", sagt Gabriel ungeduldig. „Der Mann wurde doch erstochen!"
„Ich habe keine Mordwaffe gesehen", entgegnet Wendler ungerührt. Sein Blick streift den mit einer Decke verhüllten Körper des Toten.
Spielt mir die Phantasie in diesem Augenblick einen Streich? Ich sehe zu Gabriel hinüber. Aber auch er hat das unsichere Flackern in Wendlers Augen bemerkt. Er bückt sich rasch und zieht mit einem Ruck die Decke von dem wachsbleichen Gesicht des Toten. Ein kaum wahrnehmbares Zucken geht durch Wendlers schmächtige Gestalt.
„Sie kennen den Mann!" sage ich sofort.
Wendler starrt noch immer auf den Leichnam. Er schluckt, schluckt ein zweites Mal, dann sagt er zögernd: „Ja... ja, flüchtig."
„Was verstehen Sie unter ‚flüchtig'?"
„Ich... ich habe ihn schon einmal gesehen."
„Wann und wo war das?"
„Ich weiß es nicht. Vielleicht war es vor einem halben Jahr..."

Ich habe das Gefühl, daß Wendler mehr über den Toten weiß.
„Etwas genauer bitte, Herr Wendler!"
Aber der Höhlenführer hat sich schon wieder gefangen. „Ich habe ihn während einer Führung gesehen", antwortet er knapp.
„Wieviel Führungen machen Sie täglich?"
„Das richtet sich nach dem Besucherandrang. Mitunter nur zwei, dann wieder vier oder acht."
„Wie lange dauert so eine Führung?"
„Ungefähr vierzig Minuten."
„Wieviel Besucher gehören zu einer Führung?"
„Nicht mehr als fünfundzwanzig Personen. So legt es die Betriebsvorschrift fest."
„Wenn ich Sie recht verstehe, dann sehen Sie täglich bis zu zweihundert verschiedene Menschen in der Höhle?"
Wendler nickt.
„Wieso erinnern Sie sich dann ausgerechnet an das Gesicht dieses Mannes?"
Eine Pause. Hermann Wendler schaut irgendwohin ins Leere.
„Wissen Sie...", beginnt er stockend, „wissen Sie, ich habe ein sehr gutes Personengedächtnis. Unsere Besucher stellen mitunter Fragen, die nur ein Historiker oder ein Geologe beantworten kann. Na ja, und die Leute, die solche Fragen stellen, die merkt man sich eben."
Historiker! — Ist es Zufall, daß Wendler den Beruf des Toten nannte?
„Welche Frage hat Ihnen denn dieser Mann gestellt?"
„Er interessierte sich für Einzelheiten der Störtebeker-Legende", antwortet er bedächtig.
„Welche Einzelheiten?"
Beharrlich weicht Wendler meinem Blick aus.
„Ich... ich erinnere mich nicht mehr!" behauptet er.

Gabriel schaut streng und bedeutungsvoll drein. Auch ihm ist die unbegreifliche Haltung des Höhlenführers nicht entgangen. Wie ich meinen Mitarbeiter kenne, würde er jetzt nicht mehr lockerlassen, unnachgiebig weiterfragen. Aber mir ist klar, daß wir diesen Hermann Wendler nicht zum Sprechen bringen werden, jedenfalls nicht in der nächsten halben Stunde und schon gar nicht an diesem ungemütlichen, von Zugluft erfüllten Ort.
„Na schön", sage ich deshalb, „warum sollte der Mann nicht nach der Störtebeker-Legende fragen. Schließlich war er ja Historiker!"
Mein Versuchsballon steigt ins Leere. Wendler verzieht keine Miene. Er gibt sich unbeteiligt und zuckt lediglich mit den Schultern.
„Wie war das nun heute?" stelle ich die nächste Frage. „Haben Sie sich mit dem Mann während der Führung unterhalten?"
„Nein. Während der Führung nicht!" sagt Wendler, aber seine Antwort klingt nicht sehr überzeugend.
Ich gebe es auf, sage: „Das wär's zunächst, Herr Wendler. Sie können gehen. Halten Sie sich bitte in der Verwaltung zu unserer Verfügung."
„Komischer Kauz!" lautet Staatsanwalt Helms Eindruck. Er deutet mit dem Kopf in die Richtung, in der Hermann Wendler verschwunden ist. „Scheint, daß der Mann etwas zu verbergen hat."
Diesmal stimmen unsere Ansichten überein. Dann vereinbaren wir, daß Helm in der Kreisstadt an der Sektion teilnehmen wird. Sollte Doktor Bellmann bei seiner Untersuchung zu neuen Erkenntnissen gelangen, würde Helm uns unverzüglich informieren.
„Ich beneide Sie nicht um Ihre Aufgabe", sagt er, als er uns zum Abschied die Hand reicht. „In der Gaststätte warten zwei

Dutzend Leute auf Sie, und einer davon ist ein Mörder. Ich wünsche Ihnen Erfolg, Genossen!"

„Brinkmann!" stellt sich der Verwaltungsleiter in grauem Dederonkittel vor. „Ich habe die Volkspolizei verständigt."
Es gelingt uns, in dem engen, mit Büromöbeln vollgestopften Raum einen Platz zu finden. Brinkmann berichtet. Nachdem er von dem Vorfall in der Höhle erfahren hatte, waren von ihm die ersten Maßnahmen eingeleitet worden. Die Störtebeker-Höhle wurde für den Besucherverkehr gesperrt. Dann ließ Brinkmann die dreiundzwanzig Touristen und die Reiseleiterin aus der Höhle führen. Er schickte sie in die STÖRTEBEKER-KLAUSE, eine kleine Gaststätte, die zu dem Ausflugsobjekt gehört.
„Hier ist eine Liste der Personen, die zu der Gruppe gehören", sagt Brinkmann und reicht mir ein Blatt Papier über den Schreibtisch.
Ich spreche dem rührigen Verwaltungsleiter meine Anerkennung aus. Er hat uns die Arbeit erleichtert. Wenn wir Kriminalisten doch öfter solche umsichtigen Helfer fänden!
„Keine Ursache, Genosse Major", wehrt er bescheiden ab.
Ich nehme mir die Liste mit den Namen, Geburtsdaten und Wohnadressen vor.
„Siebzehn Personen sind mit einem Bus vom Reisebüro gekommen", erläutert Brinkmann. „Diese Namen habe ich angekreuzt. Die restlichen sieben sind Einzeltouristen."
„Der Ermordete gehörte demzufolge nicht zu der Reisegesellschaft?"
„Nein, die Reiseleiterin, Fräulein Kuhnert, hat ihre Gäste noch alle beieinander."
Ich überfliege die Liste und stutze bei zwei Adressen. „Horst und Ellinor Bachler", sage ich, „wohnhaft in Hamburg-Altona."
„Ja, ein bundesdeutsches Ehepaar", sagt Brinkmann. „Die

haben vielleicht ein Faß aufgemacht, als ich ihnen erklärte, daß sie hierbleiben müssen. Sie wollten partout abreisen. Ich mußte meine ganze Autorität aufbieten, um das zu verhindern."

Auch das noch, seufze ich in Gedanken. Westdeutsche Touristen in einen Mordfall verwickelt! Das könnte Ärger mit der Presse im Ausland geben.

Gewohnheitsmäßig suche ich nach meiner Tabakspfeife. Ohne den geliebten blauen Dunst fühle ich mich immer nur als halber Mensch. Dann frage ich: „Wie lange ist der Höhlenführer Hermann Wendler bei Ihnen beschäftigt?"

Brinkmann lehnt sich in seinem Sessel zurück. „Der Wendler...? Na, das müssen nun schon bald zehn Jahre sein. Als er anfing, war ich selbst noch Höhlenführer."

„Was halten Sie von ihm?"

„Wendler ist ein ausgezeichneter Fachmann. Ich setze ihn immer ein, wenn Wissenschaftlergruppen oder bedeutende Persönlichkeiten die Höhle besuchen. Er hat sich in seiner Freizeit sehr viel mit Speläologie beschäftigt, und als er seinen Beruf aus gesundheitlichen Gründen aufgeben mußte, kam er zu uns. Wendler war früher Fischer. Ich glaube, er hat diesen Wechsel bis heute nicht bereut. Wendler geht ganz in seinem Beruf auf." Brinkmann lächelt. „Übrigens ist er jetzt unter die Historiker gegangen."

Da ist wieder das Alarmsignal in meinem Gehirn. „Historiker?" sage ich. „Wie ist das zu verstehen?"

„Ja, sehen Sie, Wendler ist einer von den Menschen, die niemals Ruhe finden und sich immer mit etwas neuem beschäftigen müssen. Als Fischer gehörte seine Freizeit der Höhlenforschung. Jetzt, wo er Höhlenführer ist, hat er es sich in den Kopf gesetzt, den Likedeeler-Schatz zu finden. Was glauben Sie, wie verbissen er jedem Hinweis aus der Störtebeker-Sage nachspürt."

„Hat er Aussicht auf Erfolg?"
„Ich weiß es nicht. Wendler spricht nicht viel über seine Forschungen. Im Gegenteil — wenn er glaubt, daß man sich über sein Hobby lustig macht, kann er ausgesprochen giftig werden."
„Interessant", brumme ich und sauge krampfhaft an meiner Tabakspfeife, die wieder mal nicht richtig ziehen will. „Und wie denken Sie darüber?"
Brinkmann sieht mich verständnislos an.
„Ich meine: Wie beurteilen Sie die Suche nach dem Likedeeler-Schatz?"
„Wie soll ich Ihnen das erklären, Genosse Major?" Brinkmann breitet die Arme aus. „Ehrlich gesagt, ich halte diesen Likedeeler-Schatz auch für ein Hirngespinst!"
Es hat keinen Zweck, nun muß ich die Pfeife doch erst reinigen. Mißmutig lasse ich sie in der Jackentasche verschwinden.
„Darf ich Ihnen einen Kaffee anbieten?" erkundigt sich Brinkmann.
Ich stimme zu, und Brinkmann geht, um die Bestellung an die Gaststättenküche zu geben. Als er zurückkommt, frag' ich: „Gibt es eine Möglichkeit, unbemerkt in die Höhle zu gelangen?"
„Sie glauben, daß sich der Mörder in der Höhle versteckt haben könnte?"
„Vorläufig glaube ich gar nichts. Und deshalb müssen wir jede Möglichkeit prüfen."
Brinkmann räumt mit wenigen Handgriffen den Papierkram auf seinem Schreibtisch zur Seite und entrollt eine große Karte.
„Das ist der Grundriß unseres Höhlensystems", erklärt er. „Wie Sie sehen, gibt es nur zwei Zugänge. Das hier ist der Eingang mit der ständig besetzten Kasse. Heute vormittag hatte Frau

Rettig Dienst. Die nimmt ihre Arbeit ganz genau. Ein Muster an Ordnung und Gewissenhaftigkeit, sage ich Ihnen. Bei der schlüpft nicht mal 'ne Maus ohne Eintrittskarte durch. Und hier haben wir den Höhlenausgang. Von hier kommen Sie auch nicht unbemerkt in den ‚Störtebeker-Saal'. Die letzten vierhundertfünfzig Meter des Gangsystems bilden einen unterirdischen Wasserarm. Dort ist ein kleiner Fährbetrieb eingerichtet. Und an der Bootsanlegestelle, kurz vor dem Ausgang, hat unser Fotograf seinen Standplatz."
„Das leuchtet mir ein", sage ich. „Wenn aber nun ein Tourist aus einer Gruppenführung unbemerkt zurückbleibt. Er könnte sich doch in den unübersichtlichen Gängen verstecken."
Brinkmann schüttelt den Kopf. „Auch diese Möglichkeit können Sie streichen, Genosse Major. Laut Betriebsvorschrift ist jeder Höhlenführer verpflichtet, sich bei Beginn seiner Führung die Teilnehmerzahl zu notieren und darauf zu achten, daß alle Besucher am Ende der Führung die Höhle wieder verlassen. Das ist eine Sicherheitsbestimmung, die auch sehr streng eingehalten wird. Nein, nein, Genosse Major, wenn Sie vermuten, daß der Mörder in der Höhle gelauert hat, dann irren Sie sich bestimmt."
„Dann bleibt nur eine Schlußfolgerung", sagt Gabriel, der unserem Gespräch bisher schweigend gefolgt war, „der Mörder gehörte zu Wehdlers Führung!"
Ich starre auf die Liste vor mir, wandere mit den Augen von einem Namen zum anderen. Gabriel hat recht, einer von ihnen muß der Mörder sein. Aber wer?

Vom Flur her ist der Lärm streitender Stimmen zu vernehmen. „Lassen Sie mich gehen! Ich will hier 'raus!"
„Tut mir leid, mein Herr, ich habe meine Anweisungen! Niemand darf die Gaststätte verlassen!"

Mit zwei, drei raschen Schritten bin ich auf dem Flur. Die Tür zum Gaststätteneingang ist offen. Ein Wachtmeister steht mit ausgebreiteten Armen im Türrahmen und versucht einen Mann aufzuhalten, der aus der Gaststätte drängt.
„Ihre Anweisungen interessieren mich überhaupt nicht!" schimpft der Mann, dessen Alter schwer zu schätzen ist. Er trägt längere Haare, die ihn jünger erscheinen lassen, dazu verwaschene Jeans und eine Wildlederjacke. Aber irgendwie paßt das nicht zu ihm. Der Bauch ist zu groß für die engen Hosen, und die gepflegten Haare stehen in einem merkwürdigen Kontrast zu dem schon etwas verlebten Gesicht.
„Sie haben überhaupt kein Recht, uns hier festzuhalten. Das ist Freiheitsberaubung!"
„Bitte, seien Sie vernünftig, und nehmen Sie wieder Platz!" versucht der Wachtmeister ihn zu beschwichtigen. Aber sein Widersacher nimmt keine Vernunft an.
„Ich bin Künstler! Musiker! Ich lasse mir das nicht bieten!"
„Treten Sie zurück!" sage ich schroff.
Ruckartig schwenkt der Mann seinen Blick zu mir herum. „Wer sind Sie denn?" fragt er, und eine Alkoholfahne weht mir entgegen.
„Major Zander. Ich bin der Leiter der Morduntersuchungskommission. Und nun tun Sie, was der Wachtmeister Ihnen sagt!"
Räsonierend läßt er sich schließlich an seinen Tisch führen, wo er von einer jungen Dame in Empfang genommen wird.
„Ich werde mich beschweren", versichert er ihr. „An höchster Stelle, beim Minister oder sogar beim Staatsrat."
Die STÖRTEBEKER-KLAUSE ist im Stile der Schiffskajüten aus der Zeit der Hanse-Koggen des vierzehnten Jahrhunderts eingerichtet. Der Wirt und das Bedienungspersonal stehen in historischen Kostümen um den Ausschank herum. Ich kann mir

nicht helfen, aber in dieser Situation wirkt ihr Aufputz einfach lächerlich.
Stille ist nun in dem Raum, und die Blicke der dreiundzwanzig Touristen sind auf mich gerichtet. Was mag in den Leuten jetzt wohl vorgehen? Wie mögen sie die Situation beurteilen, durch die sie in diese Zwangslage geraten sind? Ich spüre, daß sie eine Erklärung von mir erwarten.
„Meine Damen und Herren, ich bedauere, daß wir zu einer derart ungewöhnlichen Maßnahme greifen mußten, aber die Situation — Sie alle sind Zeugen eines Verbrechens — zwingt uns dazu. Ich muß Sie daher bitten, Verständnis aufzubringen. Sie wissen, daß in der Höhle ein Mord geschehen ist. Unsere Aufgabe ist es, den Mörder zu finden. Bewahren Sie Ruhe, und befolgen Sie die Weisungen des Wachtmeisters."
Stimmengemurmel setzt ein. Die Leute tauschen ihre Meinungen aus. Ich wende mich dem Wirt zu, der hinter dem Ausschank am Büfett lehnt. „Bitte, sorgen Sie dafür, daß kein Alkohol ausgeschenkt wird; mit Angetrunkenen kann ich keine Vernehmungen führen."
Eine einzelne Stimme löst sich aus dem Gemurmel. „Bei allem Respekt für die Arbeit der Volkspolizei ... Sie können uns doch hier nicht ewig festhalten." Die Stimme gehört einem Mann, der mit einer Frau und zwei jungen Mädchen, Zwillingsschwestern im Alter von sechzehn oder siebzehn Jahren, an einem Tisch sitzt. Die beiden Mädchen sind wohl die einzigen, die keinen Anstoß an dieser Zwangslage nehmen. Wahrscheinlich finden sie die Sache spannend und interessant, vielleicht sogar „fetzig", wie es in der unbekümmerten Sprache junger Menschen heutzutage heißt. Der Mann — vermutlich der Vater — erhebt sich, als er sich plötzlich im Mittelpunkt aller Blicke weiß. „Ich meine, wie lange wird es denn noch dauern, Herr Major?"
„Richtig!" Ein anderer Mann von nicht leicht zu schätzendem

Alter mischt sich in das Gespräch. Er trägt eine goldgefaßte Brille und eine sportliche Jacke mit Lederbesatz an Ärmeln und Aufschlägen. „Wie lange soll das dauern? Meine Frau und ich sind Bürger der Bundesrepublik. Wir sind nur besuchsweise hier. Bis vierundzwanzig Uhr müssen wir am Grenzübergang sein, sonst kriegen wir Ärger mit Ihren Behörden!"
„Ich hoffe, daß wir Sie nicht mehr lange belästigen müssen." Ich versuche verbindlich zu sein. „Unterstützen Sie uns bei unseren Ermittlungen, um so rascher kommen wir zum Ziel." Dann wende ich mich wieder allen Touristen zu. „Hat jemand von Ihnen den Toten gekannt?"
Unsichere Blicke werden gewechselt, da und dort gibt es ein Kopfschütteln.
„Weiß jemand, ob der Mann in Begleitung war?"
Auch diese Frage bleibt unbeantwortet. Achselzuckend verlasse ich die STÖRTEBEKER-KLAUSE. Gabriel, der an der Tür stehengeblieben war, folgt mir auf den Parkplatz.
Dort sind der Ikarus-Bus vom Reisebüro, daneben ein jadegrüner Porsche mit Hamburger Kennzeichen, dann ein roter Škoda aus Berlin und ein Wartburg aus dem Schweriner Raum abgestellt. Auf der anderen Seite des Parkplatzes stehen unsere Dienstfahrzeuge. An der vorbeiführenden Fernverkehrsstraße ist ein gelbes Schild aufgepflanzt — die Haltestelle einer Buslinie.
Zu unserer Linken lehnt sich das kleine Steingebäude, welches Höhlenfoyer, Kasse und Souvenirstand beherbergt, an die Bergwand. Rechts entdecke ich einen schmalen Pfad, der zu einer Aussichtsplattform mit dem Namen STÖRTEBEKERS UTKIEK führt. Schweigend gehen wir in Richtung Plattform. Jeder ist mit seinen Gedanken beschäftigt. Oben angekommen, lehnen wir uns auf das eiserne Geländer. Vor uns stürzt die mit Buschwerk und Windflüchtern bewachsene Steilküste in die

Tiefe. Die Ostsee schlägt am Fuß des Kreidefelsens gegen das Gestein. Möwen reiten auf den Wellen, und eine dünne Rauchfahne steigt am Horizont auf.
STÖRTEBEKERS UTKIEK. Von den Höhen des Steilufers konnte der Seepirat mit seinen Mannen das Meer weit überblicken, und wehe den Handelsschiffen, die in Küstennähe kamen. Die Störtebeker-Höhle im Schoß des unter uns liegenden Berges bot sicheren Unterschlupf nach erfolgreichen Kaperfahrten. Heute ist sie der Schauplatz eines Verbrechens. Wird sie auch zum sicheren Unterschlupf für einen Mörder werden?
Gabriel bricht als erster das Schweigen. „Der Fall muß in wenigen Stunden aufgeklärt sein", sagt er. „Wir können die Leute tatsächlich nicht ewig festhalten."
„Ja, aber einer von den vierundzwanzig Menschen ist ein Mörder!"
Gabriel überlegt eine Weile, dann sagt er: „Ich kann mir nicht helfen, Chef, aber dieser Wendler kommt mir nicht ganz astrein vor. Sein Verhalten bei der Befragung — na, da stimmt doch etwas nicht. Ich wette, der Mann weiß 'ne ganze Menge mehr über den Toten als wir."
Ich stimme dem Oberleutnant zu. „Und deshalb wirst du das Kreisamt in Wismar anrufen. Laß dir am besten Hauptmann Botteck geben. Ich möchte soviel wie möglich über den Ermordeten wissen; über seine Mentalität, seinen Beruf, seine Art zu leben. Botteck soll alle erreichbaren Informationen heranschaffen."
„In Ordnung, Chef!"
„Danach siehst du dich mal an der Kasse um. Vielleicht ist aus dieser Frau Rettig etwas herauszuholen. Ich werde mich inzwischen mit den Leuten in der Gaststätte beschäftigen."

„Ich heiße Annabelle", zwitschert die Partnerin des Musikers, die mit übereinandergeschlagenen Beinen vor mir sitzt. Ich habe mich hinter dem Schreibtisch im Büro des Verwaltungsleiters niedergelassen und mustere mein Gegenüber. Für meinen Geschmack ist die junge Dame etwas zu auffällig gekleidet. Der schmale Stoff, der ihre Hüften drapiert, ist kaum noch als Rock zu bezeichnen. Ihre Beine sind zwar sehr ansehnlich, aber die Art, in der sie sie hier zur Schau stellt, mißfällt mir.
„Ganz hübsch", sage ich daher mit einer bezeichnenden Geste. „Ich hoffe aber, Sie sitzen trotzdem bequem."
Mit einer raschen Kopfbewegung wirft sie ihre langen Haarsträhnen in den Nacken und verändert ihre Sitzhaltung. Etwas Katzenhaftes liegt in ihren Bewegungen, und ich kann mir vorstellen, daß die Dame auf Männer Eindruck macht.
„Sie heißen also Annabelle", wiederhole ich. „Das ist sicher Ihr Künstlername?"
„Ja", sagt sie. „Mein bürgerlicher Name ist Anni Lehnert. Das ist natürlich kein Name für die Bühne."
„Sie sind also auch Künstlerin?"
„Ja, Bühnentänzerin."
„Sie kennen den jungen Mann, der an Ihrem Tisch sitzt?"
„Das ist Gunnar Möller. Er ist im Fred-Bergmann-Schauorchester die erste Trompete. Wir sind sozusagen Kollegen. Wir waren mit einem Ensemble der Konzert- und Gastspieldirektion auf Ostseetournee. Morgen ist unser letzter Auftritt, dann läuft das Engagement aus. Wir wollten vor dem Abschied noch einen Tag gemeinsam verbringen. Da haben wir meinen Wagen genommen und sind hierhergefahren. Das war unser Pech."
„Pech — wieso?"
„Na, sonst könnten Sie uns doch hier nicht stundenlang festhalten und aushorchen."
„Ich bin kein Teenager, der seine Neugier befriedigen will! Hier

geht es um die Aufklärung eines Mordes. Ihre Pflicht als Zeuge ist es, mich bei dieser Aufgabe zu unterstützen. Mir ist übrigens aufgefallen, daß Herr Möller getrunken hat. Gibt es dafür einen bestimmten Grund?"
„Der Mord während dieser Besichtigung, na, das ist doch wohl Grund genug. So was zerrt doch an den Nerven. Sie werden das ja wohl kaum verstehen, denn Tote gehören zu Ihrem Beruf. Aber wenn man sich vorstellt, direkt neben uns hat der Mörder gestanden, und dann hat er zugestochen. Schrecklich!"
Ihr Geplapper geht mir auf die Nerven. Aber es stimmt, der Mörder muß in ihrer unmittelbaren Nähe gestanden haben, denn sie war die Frau, die in der Dunkelheit aufgeschrien hat.
„Das war so", erzählt Annabelle, „als das Licht ausging, sahen wir natürlich alle zum Wasser. Plötzlich spürte ich neben mir eine Bewegung. Jemand stand da. Dann hörte ich ein kurzes Stöhnen, und ein Mann fiel gegen mich. Mir war diese Berührung zuwider. Ich stieß ihn zurück. Er hatte so einen unangenehmen Mottenpulvergeruch an sich. Dann dachte ich, daß dem bestimmt übel geworden ist, also habe ich geschrien. So habe ich geschrien: ‚Licht! Machen Sie doch Licht! Hier liegt einer!'" gellt es im gleichen Augenblick durch das Zimmer.
„Schon gut, schon gut!" Ich wehre mit erhobenen Händen ab. „Davon hat man mir schon berichtet. Können Sie sich wenigstens noch erinnern, wer in Ihrer Nähe war, bevor das Licht ausgeschaltet wurde?"
„O weh", plappert sie, „so genau sieht man sich ja die Leute nicht an, aber ich will es mal versuchen. Also links neben mir stand Gunnar. Neben ihm — ja, warten Sie —, ach so, da standen die beiden Westdeutschen. Dann der Mann, der vorhin in der Gaststätte gesprochen hat, und neben ihm seine Frau und die beiden Mädchen. Ziemlich schnippische Gänse, wenn Sie mich fragen." Aber ich frage sie nicht, und deshalb fährt sie nach

kurzer Pause fort: „Rechts von mir stand der alte Mann, der ermordet wurde. Weiter rechts dann so ein blonder junger Mann mit seiner Freundin. Sehr verliebt die beiden, denn sie haben sich die ganze Zeit an den Händchen gehalten. Ja, und die anderen ... nein, mehr weiß ich wirklich nicht."
Ich habe die Tatortskizze auf dem Schreibtisch ausgebreitet und markiere nach ihren Angaben die Standorte der einzelnen Personen.
„Wo hat denn der Höhlenführer gestanden?"
Sie tippt auf die Zeichnung. „Der stand hier, direkt neben dem Lichtschalter."
„Na schön, Fräulein Annabelle, ich danke Ihnen. Ich begleite Sie jetzt in die Gaststätte zurück. Sorgen Sie doch bitte dafür, daß Ihr Begleiter einen starken Kaffee bekommt."

Die Situation in der Gaststätte ist unverändert. Meine Worte haben kaum zur Beruhigung beigetragen. Ich kann mir vorstellen, wie dieser unfreiwillige Aufenthalt an den Nerven der Leute zerrt.
Der blonde junge Mann und das dunkelhaarige Mädchen haben sich etwas abseits an einem Fensterplatz niedergelassen. Ihre Hände liegen auf der Tischplatte so dicht beieinander, daß sie sich mit den Fingerspitzen berühren. Erst als ich unmittelbar neben ihrem Tisch stehe, sehen beide auf.
„Sie wollen uns sprechen?" fragt er, ein gutaussehender Kerl, groß und braungebrannt, helle Augen unter buschigen Brauen. Wie viele junge Männer trägt er einen Bart.
„Bitte!" sage ich. „Ihr Fräulein Braut kann hier auf Sie warten. Es wird sicher nicht lange dauern."
Er folgt mir in das Zimmer des Verwaltungsleiters, wartet, bis ich ihm einen Stuhl anbiete, und reicht mir dann seinen Personalausweis.

„Ich heiße Bernd Vollert, bin zwanzig Jahre alt und wohne in Rostock."
Ich blättere in dem Ausweis. „Sie sind Student?"
„Fachrichtung Mathematik, zweites Studienjahr", bestätigt er.
„Heute ist Dienstag. Haben Sie da keine Vorlesungen?"
Der Student lacht. „Ach, Sie denken, wir schwänzen die Studienveranstaltungen, Herr Major. Nein, da kann ich Sie beruhigen. Am Dienstag sind Helga und ich vorlesungsfrei."
„Ihr Fräulein Braut studiert auch?"
„Helga wird Germanistin. Wir sind verlobt." Wie zum Beweis hebt er die linke Hand, an der ein breiter goldener Ring glänzt. Der Ring sieht ziemlich neu aus.
„Dann muß man Ihnen wohl gratulieren?" sage ich.
„Erraten. Wir haben uns heute früh verlobt. Das kam alles ein bißchen überraschend. Helga und ich... bei uns ist ein Baby unterwegs."
Vollert ist bei diesen Worten ein wenig rot geworden. Seine Offenheit gefällt mir. Sie erinnert mich an meine Tochter Barbara, die eines Tages mit einem ähnlichen „Geständnis" Schwiegersohn Hans bei uns einführte.
„Dann ist Ihr Ausflug wohl eine Verlobungsreise?" frage ich lächelnd.
„Sie sagen es." Vollert geht auf meinen scherzhaften Tonfall ein. „Für Mamaia oder Nessebar hat unser Stipendium leider nicht gereicht."
Ich orientiere mich kurz auf der Liste. „Sie sind mit dem Reisebüro-Bus gekommen, Herr Vollert?"
„Es war die einzige Tagesfahrt, die im Reisebüro noch angeboten wurde, und da wir die Störtebeker-Höhle noch nicht kannten, haben wir die Fahrt gebucht."
„Sie stammen nicht von der Küste, Herr Vollert. Ihrem Dialekt

nach zu urteilen, sind Sie Binnenländler. Ich vermute, aus dem Märkischen."
„Das ist richtig, Herr Major. Ich komme aus Bad Saarow und Helga aus Neustrelitz."
„Kennen Sie den Ermordeten?"
„Nein, ganz bestimmt nicht, sonst hätte ich mich schon in der Gaststätte gemeldet."
„Sagen Sie, Herr Vollert, ist Ihnen im Zusammenhang mit dem Mord etwas aufgefallen?" Eine Routinefrage, die allen Zeugen gestellt werden muß.
„Aufgefallen schon. Nur, ich weiß nicht, ob man es mit dem Mord in Zusammenhang bringen kann."
„Erzählen Sie mal", fordere ich ihn auf.
„Der Mann, der umgebracht wurde, kam kurz vor Beginn der Führung aus dem Raum neben der Kasse. Außerdem schien er ziemlich aufgeregt zu sein. Er war ganz rot im Gesicht, als hätte er einen Streit gehabt. Und dann ging er zur Kasse und fragte, ob er telefonieren dürfe. Die Kassiererin verwies ihn zur STÖRTEBEKER-KLAUSE. In diesem Augenblick wurden wir zur Führung aufgerufen. Der Mann zögerte noch einen Moment, wahrscheinlich konnte er sich nicht entschließen, ging dann aber doch mit uns in die Höhle. Das ist eigentlich schon alles, Herr Major."
Verflixt noch mal, das ist doch schon eine ganze Menge, denke ich, lasse mir aber meine Spannung nicht anmerken.
„Was für einen Raum meinen Sie?" frage ich.
„Im Foyer ist doch neben der Kasse eine Tür mit einem Schild: ‚Zutritt verboten'. Durch diese Tür ist der Mann gekommen."
„War er in Begleitung?"
„Nein, allein. Helga und ich standen ja direkt neben der Tür, an einer Glasvitrine. Wäre noch jemand aus dem Raum gekommen, so hätten wir das gewiß bemerkt."

Einer plötzlichen Eingebung folgend, frage ich: „Wo kam denn der Höhlenführer her, der Sie dann beim Rundgang begleitet hat?"
„Sie meinen den kleinen, weißhaarigen Mann? Der war doch schon im Höhlengang. Er hat die Tür von innen aufgemacht."
„Ich schlage vor, daß wir uns das einmal an Ort und Stelle ansehen. Kommen Sie, wir gehen zur Höhle."
Wir überqueren den Parkplatz und steigen die vier Steinstufen zum Foyer hinauf. Auf dem Parkplatz haben sich Neugierige eingefunden.
„Die Leute sollen weitergehen!" brumme ich dem Wachtmeister zu, der die Foyertür bewacht. „Wir sind hier nicht auf dem Jahrmarkt!"
Hinter Vollert betrete ich das Foyer. Die Wände sind bis zu halber Höhe mit dunklem Holz getäfelt. An der rechten Stirnwand befindet sich der Souvenirstand. In der gegenüberliegenden Wand sind Aquarien eingelassen, die Einblicke in Flora und Fauna der Ostsee bieten. Der Eingangstür gegenüber liegt die Kasse. Rechts von ihr ist die schwere Bohlentür zum Höhleneingang und links die Tür mit der Aufschrift „Betriebsfremden ist der Zutritt untersagt".
Ich schere mich den Teufel um dieses Verbot und schaue kurz in den Raum, in dem sich mehrere Umkleidespinde, ein Tisch, Stühle, Blumentöpfe, Kaffeegeschirr und ein Tauchsieder befinden — ein Aufenthaltsraum für die Belegschaft. Zwei ältere Frauen sitzen mit einer Strickarbeit in einer Sesselecke.
„Können Sie nicht lesen?" raunzt mich die eine an.
„'türlich!" Ich grunze im gleichen Tonfall zurück und lasse meine Dienstmarke blinken. Der Erfolg ist verblüffend.
„Oh, entschuldigen Sie", sagt sie kleinlaut. „Wir wußten ja nicht, daß Sie von der Kripo sind. Können wir Ihnen behilflich sein?"

„Ja“, sage ich, „das können Sie. Ich möchte wissen, wohin diese Tür führt?“ Ich deute auf den zweiten Ausgang des Raumes.
„Dort geht es zur Kasse, mein Herr.“
„Danke, das war schon alles.“ Ich ziehe meinen Kopf zurück und schließe die Tür.
„Und nun wieder zu uns, Herr Vollert. Wenn ich Sie recht verstanden habe, standen Sie mit Ihrer Verlobten hier, nicht wahr?“
Ich stelle mich neben die Glasvitrine in der Nähe der Tür. Die Vitrinen enthalten Schiffsmodelle: Wikinger-Boote, Hanse-Koggen und Segelschiffe des 18. und 19. Jahrhunderts — eine kleine Ausstellung, die Entwicklung des Schiffsbaues im Ostseeraum darstellend.
„Jawohl, Herr Major.“
„Der Mann kam aus der Tür, ist sofort zur Kasse gegangen, und dann...“
„Nein, da habe ich mich wohl nicht ganz eindeutig ausgedrückt. Der Mann kam aus der Tür, lief zunächst ein paar Schritte im Foyer hin und her und ging dann zur Kasse. Nachdem er Auskunft erhalten hatte, überlegte er noch ein bißchen, ging dann zur Foyertür, blieb wieder stehen, und in diesem Augenblick wurden wir zur Führung gerufen.“
„Na schön“, sage ich, „machen wir eine Rekonstruktion. Mich interessiert der Zeitfaktor, verstehen Sie. Übernehmen Sie mal die Rolle des Mannes.“
Vollert hat sich an der Tür aufgestellt. Ich streife den Ärmel über der Armbanduhr zurück und gebe das Startkommando. Vollert beginnt im Foyer hin und her zu gehen. Das dauert drei Minuten. Er begibt sich zur Kasse, imitiert ein Gespräch mit der abwesenden Kassiererin. — Der Junge hätte Schauspieler werden können! — Viereinhalb Minuten. Vollert bleibt in der Mitte des Foyers stehen, überlegt. Sechs Minuten. Der Gang zur

Foyertür. Aufruf zur Führung. Ungefähr achteinhalb Minuten, registriere ich. Dann ist Johannes Wöllermann in die Höhle gegangen, und mit jedem Schritt näherte er sich seinem Tod.
Was hat es mit dieser unerklärlichen Erregung auf sich? Welche Bedeutung müssen wir diesen achteinhalb Minuten beimessen? Was hatte Wöllermann überhaupt in dem Belegschaftsraum zu suchen?
„Ihre Verlobte kann diese Angaben bestätigen?"
„Natürlich! Das muß auch noch jemand gesehen haben. Dieses Ehepaar aus Hamburg und außerdem noch ein Paar, das sich mit den beiden Westdeutschen unterhielt. Der Mann hatte eine Schmalfilmkamera umgehängt. Die beiden sitzen jetzt drüben in der Gaststätte."
„Gut, zeigen Sie mir das Paar!"

Ruckartig richten sich die Blicke der Touristen in der STÖRTEBEKER-KLAUSE auf uns, als wir in die Gaststätte treten. Noch ehe mir Vollert ein Zeichen geben kann, habe ich das Paar entdeckt. Eine Schmalfilmkamera liegt zwischen ihnen auf dem Tisch. Die Frau muß Mitte Zwanzig sein. Sie trägt ein dunkelblaues Kleid, in das Lurexfäden eingearbeitet sind, Halsschmuck aus Bernstein und kostbare Ohrringe. Ihn schätze ich dagegen auf Ende Vierzig, Anfang Fünfzig. Maßanzug, silbergraue Krawatte mit einer Perle.
„Bitte, Ihren Ausweis!" sage ich und trete an ihren Tisch.
Er dreht sich zu mir herum. „Wie meinen ...?"
„Ihren Ausweis!" wiederhole ich.
„Meinen Ausweis ... Ja, wieso?"
„Nun machen Sie schon", sage ich, „ich muß Ihre Personalien feststellen."
„Sie verdächtigen uns?" fragt er nervös.

„Verdächtigen?“ entgegne ich. „Nicht mehr und nicht weniger als jeden anderen. Sie gehören doch schließlich zu der Touristengruppe.“
Er reicht mir den Personalausweis. Ein Geschäftsmann. Na bitte, ich hatte doch richtig getippt. Ludwig Steiner aus Karl-Marx-Stadt.
„Und Sie?“ wende ich mich an seine Begleiterin.
Sie wühlt stumm in ihrer Handtasche und wirft den Ausweis auf den Tisch. Carola Bork ist Verkäuferin in Karl-Marx-Stadt und, was das bemerkenswerteste ist, noch ledig. Während ich in ihrem Ausweis blättere, beobachte ich das Mienenspiel der beiden. Er schüttelt kaum merklich den Kopf, während sie ihn immer fordernder, zuletzt sogar fast drohend anblickt. Schließlich gibt er doch nach.
„Mit Verlaub, Herr Major,“ meldet er sich zu Wort, „ich muß Ihnen da etwas erklären. Wenn es möglich wäre, bitte, unter vier Augen.“
„Na schön“, sage ich, „gehen wir.“ Ich kann mir schon denken, was er zu sagen hat.
„Darf man hier rauchen?“ fragt Steiner, nachdem wir im Büro Platz gefunden haben. Ich nicke. Er fingert eine Packung „Camel“ aus der Tasche, läßt sein goldenes Feuerzeug aufschnappen und inhaliert den Rauch mit einem tiefen Atemzug.
„Also, ein Wort unter Männern: Ich besitze in Karl-Marx-Stadt ein Antiquitätengeschäft, und Carola — Pardon, Fräulein Bork — ist meine Angestellte. Obwohl ich verheiratet bin, verbindet uns mehr als gewöhnliche Freundschaft. Sie verstehen. Meine Frau glaubt, ich sei auf Geschäftsreise. In Wirklichkeit habe ich mich mit Carola ... also, Sie verstehen. Wir machen im Rostokker Hotel NEPTUN ein paar Tage Urlaub. Für Fräulein Bork wäre es sehr peinlich, wenn bekannt würde, daß ich ... daß

wir ... Also kurz und knapp: Ich baue auf Ihre Diskretion, Herr Major."

Ich kann ihn beruhigen. „Sofern kein öffentliches Interesse vorliegt, Herr Steiner, unterliegen solche Mitteilungen selbstverständlich der amtlichen Schweigepflicht."

Geständnisse dieser Art habe ich in meiner langjähigen Praxis mehr als einmal hören müssen, und da ich in Steiners Personalausweis den Familienstandsvermerk „verheiratet" gelesen hatte, während Carola Bork noch ledig war, hatte ich mir den Rest längst zusammengereimt.

„Sie sind mit eigenem Fahrzeug hier, Herr Steiner?"

Er schüttelt den Kopf. „Nein, mein Wagen steht in Rostock. Wir haben uns dem Reisebüro angeschlossen. Auch mal schön, so über Land zu fahren, ohne selbst kutschieren zu müssen. Dieser Ausflug war Carolas Idee. Sie wollte die Störtebeker-Höhle unbedingt sehen."

„Dann waren Sie schon einmal in der Höhle?"

„Ich?" Seine Miene drückt Erstaunen aus. „Wie kommen Sie denn darauf, Herr Major?"

„Nun, ich entnahm das Ihren Worten. Außerdem will es nicht in meinen alten Schädel, daß diese Ausflugsidee allein von Fräulein Bork stammen sollte. Ist doch ziemlich romantisch, die Störtebeker-Höhle Und dann die stilgetreue Einrichtung der STÖRTEBEKER-KLAUSE, alte Möbel, historische Kostüme, die alten Stiche an den Wänden. Das muß doch eine wahre Augenweide für einen Antiquitätenhändler sein."

„Ach so!" Steiner lacht kurz auf. „Nein, Herr Major, ich war noch nie hier. Gelegentlich habe ich mal etwas über die Störtebeker-Höhle gelesen. Wahrscheinlich habe ich dann mit Carola darüber gesprochen. Schon möglich, daß ich damit unbewußt ihren Wunsch bestärkte, die Höhle zu besichtigen."

Steiner gibt sich sachlich. Mir scheint, er gehört zu jener Sorte

Mensch, die Erfolge im Leben auf rascher Entschlußkraft aufbauen.
„Herr Steiner, was haben Sie eigentlich unmittelbar vor der Führung gemacht?“ frage ich.
Er überlegt nur kurz. „Wir haben wie alle anderen im Foyer gestanden und auf den Höhlenführer gewartet.“
„Etwas genauer bitte, Herr Steiner!“
„Ich bedauere aufrichtig, Herr Major. Aber so genau erinnere ich mich nicht mehr. Dieses Ereignis in der Höhle — nein, ich weiß es wirklich nicht mehr.“
Steiner zupft den Binder zurecht. Dabei verschiebt sich sein Jackenärmel ein wenig, und ich habe Gelegenheit, einen goldenen Manschettenknopf zu bewundern.
„Eine Frage noch“, sage ich und schiebe ihm die Tatortskizze über den Tisch. „Wo haben Sie gestanden, als das Licht im Störtebeker-Saal gelöscht wurde?“
„Ungefähr hier, Herr Major. Der Höhlenführer muß in meiner Nähe gewesen sein.“
Steiner streckt den rechten Arm über den Tisch und deutet nach kurzem Zögern auf den äußersten rechten Flügel der Touristengruppe.

Allein geblieben, gehe ich zum Fenster und öffne es. Der Geruch des nahen Meeres strömt ins Zimmer. Ein sonniger Herbsttag liegt über der Landschaft, erfüllt von lautlos tanzendem und doch schon ermattendem Leben — Altweibersommer. Ein Mensch ist getötet worden! Johannes Wöllermann, dreiundsechzig Jahre alt, Historiker. Ich entsinne mich der weit aufgerissenen Augen dieses Mannes, des ohnmächtigen, staunenden Entsetzens, das im Augenblick des Todes in ihnen erstarrt war... Wenn ich nur wüßte, wo ich diesen Mann schon einmal gesehen habe.

Das Tatwerkzeug? — Vermutlich ein Fahrtenmesser! Wo ist es geblieben? Die Suche am Tatort war ergebnislos. Sollte es der Täter wirklich noch bei sich tragen? Dann genügt es, wenn ich die Verdächtigen durchsuchen lasse. Eine Maßnahme, die ich längst hätte anordnen können. Aber ein Mörder, der auf solch kaltblütige und raffinierte Weise einen Menschen umbringt, hat gewiß eine Leibesvisitation einkalkuliert und das Tatwerkzeug längst verschwinden lassen.
Und der Tatort? — Eine Höhle mit Grottensee und wunderlichen Kalksteingebilden. Im Grunde genommen ist dies eine groteske Situation. Warum hat der Mörder ausgerechnet hier zugestochen? Seit ich den Tatort gesehen habe, geht mir diese Frage nicht mehr aus dem Sinn. Ich weiß, daß diese Antwort den Schlüssel zur Aufklärung des Verbrechens enthalten muß.
Die Tür wird aufgestoßen. Mein Mitarbeiter Gabriel ist von der Ermittlungstour zurück. Seinem Gesicht ist anzusehen, daß er eine Überraschung für mich bereithält.
„Na bitte, Chef, ich hab's doch gleich gesagt, der Höhlenführer kommt mir nicht ganz astrein vor. Wieso? Weil er den Toten doch besser gekannt hat, als er es uns gegenüber zugeben wollte."
„Woraus schließt du das?"
„Keine Schlußfolgerung! Ich habe exakte Beweise: eine Zeugenaussage der Kassiererin Rettig. Sie hat gehört, daß der Höhlenführer Hermann Wendler kurz vor der Führung einen Streit mit Wöllermann hatte!"
„Wendler?" frage ich wenig geistreich.
„Jawohl, Chef — Wendler!"
„Das ist doch kaum möglich." Ich wehre mich gegen Gabriels Triumph. „Wöllermann war im Belegschaftsraum. Schon möglich, daß er sich dort gestritten hat, aber doch nicht mit Wendler. Während Wöllermann allein aus dem Belegschaftsraum kam

und an der Kasse telefonieren wollte, wurde die Tür zum Höhleneingang von innen geöffnet. Und weißt du von wem? — Von Wendler! Nun verrate mir mal, wie Wendler ungesehen aus dem Belegschaftsraum, quer durch das Foyer, in den Höhlengang gekommen sein soll."
Gabriel kratzt sich verlegen den Haarschopf. „Entschuldigen Sie, Chef, aber einer von uns beiden irrt."
Er öffnet die Flurtür, steckt seinen Kopf hinaus und ruft: „Frau Rettig, kommen Sie bitte!"
Die Frau mit der rauhen Stimme marschiert zur Tür herein. Ihre Strickarbeit hat sie hinter der Tür mit der Aufschrift „Betriebsfremden ist der Zutritt untersagt" gelassen.
Gabriel macht uns miteinander bekannt. „Major Zander — Frau Rettig."
Auf meinen Wink beginnt er seine Zeugin erneut zu examinieren.
„Frau Rettig, Sie haben mir erzählt, daß Hermann Wendler einen Streit mit dem Herrn hatte, der in der Höhle ermordet wurde."
„Aber gewiß doch! Das nehm' ich sogar auf meinen Eid, nehm' ich das!"
„Wo hat dieser Streit stattgefunden?"
„Das war in unserm Aufenthaltsraum!"
„Waren Sie selbst zugegen, oder woher wissen Sie von dem Streit?"
„Na freilich war ich dabei. Weil doch die Tür von der Kasse zum Aufenthaltsraum offenstand. Und da hörte ich, wie sich die beiden unterhielten. Der fremde Herr muß von einem Museum gewesen sein, ja, von einem Museum." Mit schnellen Armbewegungen begleitet sie ihren Redefluß.
„Haben Sie verstanden, worum es bei diesem Gespräch ging?"
Frau Rettig entsinnt sich sofort. „Aber gewiß doch! Um

Wendlers Lieblingsspinnerei ging's — um den Störtebeker-Schatz! Und der Mann vom Museum meinte, daß das, was Wendler ausgeforscht habe, falsch sein soll. Ja, falsch. Er, also der Mann vom Museum, habe andere Angaben. Na, und darüber sind sie sich dann in die Wolle geraten. Als mir's zu laut wurde, hab' ich die Tür einfach zugeknallt. 's ging mich ja auch nischt weiter an."

„Der Mann vom Museum, wie Sie sagen, war doch danach bei Ihnen an der Kasse und wollte telefonieren?" frage ich.

„Freilich, genau so war's! Als die so richtig in Brast waren, ist der vom Museum einfach gegangen. Jedenfalls hörte ich die Tür knallen. Und ein paar Augenblicke später war er bei mir an der Kasse und wollte telefonieren. Aber das ging ja nu nich! Da haben wir strenge Anweisungen vom Chef. Für öffentliche Ferngespräche ist das Telefon in der KLAUSE da, sagt unser Chef immer. Das habe ich dem Herrn gesagt. Jawoll, das habe ich. Und da ist er dann auch gegangen."

„Wissen Sie denn, mit wem er telefonieren wollte?"

„Keine Ahnung."

„Und der Herr Wendler? Ich meine, was hat er während dieser Zeit gemacht?"

„Der Wendler? Höh! Höh!" dröhnt es durch das Zimmer. „Der war so in Brast, daß er eine Taschenbuddel aus dem Schrank nahm, zu mir in den Kassenraum kam und mir auch einen Köm angeboten hat. Das kommt bei dem nicht alle Tage vor, können Sie glauben. Nur, wenn er mal so richtig durcheinander ist, so wie heute."

„Und dann?"

„Was und dann? Dann hat er seine Führung gemacht. Freilich, das hat er. Da gibt's bei dem Mann nischt. Dienst ist Dienst und Schnaps ist Schnaps. Seine Führung, die hat der Wendler gemacht!"

„Selbstverständlich", räume ich ein, „dafür wird der Mann ja auch bezahlt. Aber wie ist denn Wendler nun von dem Aufenthaltsraum in den Höhlengang gekommen?"
„Na, so wie immer. Durch den Kassenraum!"
„Vom Kassenraum führt auch eine Tür in den Höhlengang?" frage ich überrascht.
„Freilich doch, freilich. Die Höhlenführer gehen immer durch den Kassenraum in die Höhle. Wenn Sie mich im Aufenthaltsraum danach gefragt hätten, hätte ich Ihnen das gleich gesagt. Jawoll, das hätt' ich!"

Ich bin mit Gabriel allein. Obwohl er es sich nicht anmerken läßt, lese ich Genugtuung in seinen Augen. Aber ich gönne dem Jungen den Erfolg. Gabriel ist schließlich bei mir in die Lehre gegangen, und ich weiß genau, was in ihm steckt. Seine Ermittlungen haben mich vor einem folgenschweren Irrtum bewahrt. Ich wäre drauf und dran gewesen, den Höhlenführer Hermann Wendler aus dem Verdächtigenkreis zu streichen. Nun liegt der Fall natürlich anders. Wendler rückt wieder in den Mittelpunkt unserer Untersuchung. Wir wissen jetzt, daß er mit Wöllermann Streit hatte. Es ging um den Likedeeler-Schatz, für den sich sowohl Wendler als auch Wöllermann interessierten. Die Worte des Verwaltungsleiters fallen mir wieder ein: „Wenn Wendler glaubt, daß man sich über sein Hobby lustig macht, kann er ausgesprochen giftig werden!" Plötzlich erscheint mir auch Wendlers Verschlossenheit in einem anderen Licht. Warum hat er uns diesen unseligen Streit verschwiegen? Warum bestritt er, Wöllermann näher gekannt zu haben? Fragen, auf die uns Wendler eine Antwort geben muß.
„Nun, worauf wartest du noch?" sage ich zu Gabriel. „Hol dir den Wendler und vernimmt ihn!"
Wendler nimmt auf dem Stuhl vor dem Schreibtisch Platz. Er

hat die Schirmmütze in der Hand und legt sie auf sein Knie. Mit einer unsicheren Handbewegung streicht er über sein weißes Haar und kramt dann eine kurze Stummelpfeife aus der Tasche. Als das erste Streichholz unter seinen zitternden Fingern zerbricht, beuge ich mich zu ihm hinüber und reiche ihm Feuer. Ich verspüre plötzlich so etwas wie Mitleid mit dem sechzigjährigen Mann, der — dessen bin ich sicher — genau weiß, was auf ihn zukommt.

Gabriel fährt sofort schwere Geschütze auf. „Herr Wendler, unsere Ermittlungen haben eindeutig ergeben, daß Sie uns heute bereits mehrfach die Unwahrheit gesagt haben. Meinen Sie nicht auch, daß Sie uns endlich die Wahrheit sagen sollten?"

Ich lehne am Fensterkreuz, während Gabriel sich hinter dem Schreibtisch verschanzt hat. Der Höhlenführer vermeidet es, dem Oberleutnant ins Gesicht zu sehen, sondern blickt müde zu mir herüber.

„Die Wahrheit...", murmelt er resignierend, zieht wie fröstelnd die Schultern hoch und schweigt.

„Damit wir uns richtig verstehen, Herr Wendler", sagt Gabriel, „Sie haben behauptet, den Toten nicht näher zu kennen, aber das Gegenteil ist der Fall!"

Wendler senkt den Blick auf die Schuhspitzen. Seine Backenmuskeln arbeiten. Auf dem Pfeifenstiel kauend, versucht der Mann seiner Erregung Herr zu werden.

„Ich will Ihnen sogar noch mehr verraten, Herr Wendler. Wir wissen, daß sie mit Wöllermann einen heftigen Streit hatten, bevor Sie die Höhle betraten. Dafür gibt es Zeugen!"

Wendler blickt zum erstenmal auf Gabriel. „Ach, Sie haben Zeugen", sagt er unsicher, mehr nicht.

„Woher kannten Sie den Mann? Warum haben Sie sich mit ihm gestritten?"

Es ist, als gehen diese Fragen an Wendler vorbei, als habe er deren Sinn überhaupt nicht erfaßt. Er antwortet nicht, kaut nur noch heftiger auf seiner Tabakspfeife und knüllt die Schirmmütze zwischen den Fingern.
Gabriel seufzt. „Wenn Sie nicht wollen, Herr Wendler, dann tut es mir leid. Unter diesen Umständen können wir Verdunklungsgefahr begründen und dem Staatsanwalt den Antrag auf Untersuchungshaft vorschlagen. Sie sind sich doch hoffentlich darüber im klaren, was das für Sie bedeutet!"
Für den ersten Augenblick scheint es, als habe Wendler auch diese Bemerkung nicht aufgenommen, aber dann kommt Bewegung in seinen schmächtigen Körper. Er nimmt die Pfeife aus dem Mund, und abwechselnd zu mir und zu Gabriel schauend, sagt er dumpf: „Was gibt's da noch zu reden, verhaften Sie mich. Sie wissen ja schon alles."
Gabriel zuckt verärgert mit den Achseln. Er räumt die Papiere, die vor ihm auf dem Schreibtisch liegen, zusammen und tut so, als lege er diesen Fall bereits ad acta.
Ich schalte mich in die Vernehmung ein. „Nun lassen Sie doch endlich mal diese Geheimniskrämerei, Herr Wendler. Natürlich wissen wir bereits vieles, aber wir kennen noch längst nicht die ganze Wahrheit. In der Höhle ist ein Mord geschehen! Ein Mensch wurde getötet, vorsätzlich und kaltblütig niedergestochen! Ich kann mir nicht vorstellen, Herr Wendler, daß Sie für einen Mörder Sympathie empfinden. Aber statt uns zu helfen, schweigen Sie und sichern dem Mörder damit einen weiteren Zeitvorsprung!"
Mein Tonfall verfehlt seine Wirkung nicht. Wendler hört mir aufmerksam zu.
„Wir müssen über die Dinge sprechen, die Ihnen der Genosse Oberleutnant angedeutet hat, weil wir Klarheit brauchen. Wenn Sie wollen, geben wir Ihnen Zeit, sich alles noch einmal zu

überdenken. Gehen Sie hinaus, setzen Sie sich auf eine Bank, und überlegen Sie in Ruhe."
„Allein?" fragt Wendler und mustert mich aufmerksam.
„Ich sehe keinen Grund, Sie bewachen zu lassen, Herr Wendler. Ich vertraue Ihnen."
Der Höhlenführer bleibt wie angewurzelt auf dem Stuhl sitzen. Ich halte ihm meinen Tabaksbeutel hin. Gedankenversunken beginnt er seine Pfeife zu stopfen. Es arbeitet in dem Mann, und ich lasse ihn gewähren.
„Nein." Wendler ringt sich zu einem Entschluß durch. „Es gibt nichts zu überlegen. Bitte fragen Sie, ich werde Ihnen die Wahrheit sagen."
„Also gut, Herr Wendler, dann meine erste Frage: Sie haben Johannes Wöllermann gekannt?"
„Nicht so, wie Sie das vielleicht vermuten, Herr Zander. Ich weiß, wie er heißt und daß er als Museologe in Wismar tätig ist. Genau wie ich beschäftigt er sich mit der Suche nach dem Likedeeler-Schatz. Er war tatsächlich vor einem halben Jahr das erste Mal hier und sprach mich nach der Führung an. Er interessierte sich für Einzelheiten des Höhlensystems. Dabei stellte sich heraus, daß Herr Wöllermann bereits viele Details der Störtebeker-Legende aufhellen konnte. Wir haben miteinander korrespondiert. Er informierte mich über seine Forschungsergebnisse, und ich teilte ihm meine Erkenntnisse mit."
„Mal ehrlich, Herr Wendler, glauben Sie, daß dieser sagenhafte Schatz überhaupt existiert?"
Gabriel erntet einen vernichtenden Blick. „Junger Mann, die Stadt Troja gab es auch nur so lange in der Sage, bis Heinrich Schliemann sie im Jahre achtzehnhundertsiebzig im nordwestlichen Kleinasien aus der Erde grub. Das Wirken der Likedeeler unter Klaus Störtebeker ist historisch verbürgt. Zahlreiche

Schlupfwinkel auf der Insel Rügen belegen seine Spuren, zum Beispiel die Höhle im Zickerschen Höft auf Mönchgut, von der ein unterirdischer Gang bis unter die Häuser von Groß-Zicker führte, die Herthaburg oder auch die alte Seeräuberburg bei Ralow. Eine Stelle in der flachen Bucht bei Wustrow heißt ‚Störtebekers Hafen'. Auf Usedom ist die ‚Störtebeker-Schlucht' bei Heringsdorf bekannt. Sogar in der Nähe von Rostock finden Sie seine Spuren. Der ‚Moorhof' im Westen der Rostocker Heide soll ein bevorzugter Unterschlupf für die Likedeeler und ein sicheres Versteck für die geraubten Schätze gewesen sein. Wenn Störtebeker nach seiner Gefangennahme dem Hamburger Rat anbot, für seine Freiheit den Elbestrand von Cuxhaven bis Hamburg mit Golddukaten zu pflastern, dann mag eine gehörige Portion Übertreibung in der Geschichte stecken, aber ein gewisser Goldvorrat muß vorhanden gewesen sein. Wenn man die einzelnen Fahrten der Likedeeler verfolgt, dann spricht alles dafür, daß der Goldschatz existiert, und eines Tages, so wahr ich hier vor Ihnen sitze, wird man ihn finden. Ob ich der glückliche Finder bin oder ein anderer, das ist völlig gleichgültig. Sie, junger Mann, halten mich wahrscheinlich für einen schrulligen Alten, der einer fixen Idee nachjagt, aber ich sage Ihnen, ohne diese fixen Ideen wäre noch so manches Rätsel der Geschichte ungelöst."

Ich räuspere mich, um Wendlers Aufmerksamkeit wieder auf mich zu ziehen. „Warum hatten Sie denn nun heute mit Wöllermann Streit?" frage ich.

Wendler geht willig auf meine Frage ein. „Schon in den letzten Briefen gingen unsere Meinungen auseinander. Wöllermann behauptete, sichere Hinweise auf ein Schatzversteck im Ralswieker Schloßberg zu haben. Ich bin aber der Ansicht, daß dort längst alles abgesucht ist. Heute kam Wöllermann zu mir, um mich von seiner Meinung zu überzeugen. Ich habe gar nicht

geahnt, daß er so hitzig reagieren könnte — ein Choleriker, wie er im Buche steht. Wir sind uns ganz schön in die Haare geraten. Ich habe auch meinen sturen Kopf. Sie können mir glauben, daß ich diesen Streit aufrichtig bedauere."

„Wöllermann wollte unmittelbar nach Ihrer Auseinandersetzung telefonieren. Wissen Sie, warum?"

„Ich vermute, daß er Ralswiek anrufen wollte, um sich für seine Nachforschungen anzumelden."

„Na also, Herr Wendler, das wäre ja geklärt", sage ich zufrieden. „Nun verraten Sie uns aber doch, warum Sie das alles verschwiegen haben?"

„Wie denn, das wissen Sie nicht?" fragt Wendler ungläubig.

„Nein, Herr Wendler. Deshalb sagte ich ja, wir wissen vieles, aber längst noch nicht alles."

Wendler schluckt erregt. „Ja wenn ... wenn das so ist ..." Er setzt zwei-, dreimal zum Reden an. „Das hängt alles mit einer bösen Erinnerung zusammen. Sie wissen vielleicht, daß ich früher mal Fischer gewesen bin. Als junger Bursche geriet ich in einer Hafenschänke in eine Schlägerei. Ich war damals ziemlich betrunken. Ein sogenannter guter Freund schob mir ein Messer in die Hand, und ich stieß zu. Einige Wochen später wurde ich vor Gericht gestellt, aber ich hatte Glück. Der Stich erwies sich als relativ ungefährlich. Ich bin mit einem blauen Auge davongekommen. Und nun stellen Sie sich mal meine Situation vor, als Wöllermann plötzlich erstochen in der Höhle lag. Ich war es doch, der das Licht ausgeschaltet hatte, und ich war es, der mit Wöllermann im Streit war. Wer würde mir denn schon glauben, daß ich mit dem Mord nichts zu tun habe!" Wendler hat die letzten Worte fast herausgeschrien. Jetzt sackt er zusammen und sagt: „Und nun können Sie mich verhaften. Ich weiß ja, Sie tun nur Ihre Pflicht."

„Na, na, Herr Wendler." Ich klopfe dem weißhaarigen Höhlen-

führer auf die Schulter. „Ich glaube kaum, daß sich ein Staatsanwalt findet, der auf dieses Geständnis hin einen Haftbefehl beantragt."

„Das heißt... Sie glauben mir? Sie glauben mir wirklich?" Wendler ringt um Fassung.

„Ja", entgegne ich. „Ich glaube Ihnen und hoffe, daß Sie uns bei den weiteren Ermittlungen unterstützen!"

Dann lasse ich ein paar Minuten verstreichen. Ich warte, bis der weißhaarige Mann sich einigermaßen beruhigt hat und der Vernehmung wieder folgen kann.

„Herr Wendler, ich möchte mit Ihnen noch einmal die Ereignisse in der Höhle rekapitulieren. Sie empfingen die Leute am Höhleneingang, führten sie durch den ‚Magister-Wigbold-Saal', den ‚Michael-Gödeke-Saal' bis in den ‚Störtebeker-Saal'. Die Gruppe kam zum Grottensee, dann löschten Sie programmgemäß das Licht. Danach der Schrei von Fräulein Lehnert, und als Sie das Licht wieder andrehten, war Wöllermann tot. So war es doch, nicht wahr?"

Wendler nickt.

„Wissen Sie, was mir nicht in den Kopf will, Herr Wendler? Daß Ihnen im ‚Störtebeker-Saal' überhaupt nichts aufgefallen sein soll. Es leuchtet ein, daß die Phantasie der Touristen infolge der Dunkelheit voll in Anspruch genommen war. Aber für Sie, Herr Wendler, war diese Dunkelheit doch eine ganz normale Angelegenheit. Sie hatten das Licht mehrere Male am Tage zu löschen. Sie *müssen* doch etwas bemerkt haben!"

Hermann Wendler starrt grübelnd zur Zimmerdecke. Er schließt die Augen und versucht, sich die Situation in der Höhle vorzustellen.

„Doch, doch", murmelt er, „da war etwas. Aber was...? Ich hab's!" Er richtet sich jäh auf. „Es plätscherte!"

„Wie bitte?"

„Ja doch, Herr Zander, im Grottensee plätscherte es."
Das ist es! durchzuckt es mich. Natürlich, es plätscherte. Es mußte ja plätschern! So simpel ist die Erklärung, und ich ärgere mich, daß wir nicht längst daraufgekommen sind.

Der „Störtebeker-Saal" liegt in grellem Licht. Ich habe zusätzlich Scheinwerfer aufstellen lassen, so daß man in dem glasklaren Wasser bis auf den Grund des Grottensees blicken kann. Durch das Licht aufgescheucht, flitzt ein Schwarm Fische durch das Wasser und flüchtet durch die fünf Meter tief gelegene Öffnung in das freie Meer hinaus.
Gabriel steht in der Mitte der Höhle und zwängt sich in den dunkelblauen Neoprenanzug, der ihn von Kopf bis Fuß wie eine zweite Haut umspannt. Gabriels Sporttaucherausbildung, die er in früheren Jahren bei der GST erhalten hat, soll uns nun von Nutzen sein.
„Wenn der Genosse Major es nicht angeordnet hätte", sagt der quirlige Verwaltungsleiter, „dann hätte ich das Tauchgerät sowieso nicht herausgegeben. Es gehört zu unserer Katastrophenausrüstung, und ich darf es selbst nur im Notfall benutzen."
Gabriel nimmt die Druckluftflaschen auf den Rücken und kontrolliert das Atemventil. Er setzt die Kopfhaube auf und schiebt die Maske auf die Stirn. „Fertig!" meldet er und watschelt zum Eisengeländer. Seine Schwimmflossen klatschen auf den felsigen Höhlenboden.
„Also mach's gut!" ermuntere ich ihn. „Du weißt ja, was wir suchen."
Gabriel nickt. Er klemmt sich das Mundstück zwischen die Zähne und zieht die Maske vor das Gesicht. Vom Geländer läßt er sich rücklings ins Wasser fallen, hebt noch einmal die Hand und taucht. Als sich die Wasserfläche beruhigt hat, können wir

Gabriels Weg in die Tiefe verfolgen. In weiten Spiralen schwimmt er durch das glasklare Wasser. Luftblasen perlen aus seinem Atemventil, zerplatzen sprudelnd an der Wasseroberfläche.
„Ich beneide Ihren Genossen nicht", sagt Brinkmann, der sich neben mir auf das Geländer stützt. „Die Wassertemperatur beträgt knapp acht Grad."
Gabriel hat den Grund erreicht. Trotz ungünstiger Lichtverhältnisse hat sich hier ein üppiger Pflanzenwuchs entwickelt, der wie ein Teppich auf dem unebenen, dünnen Sandboden sprießt. Algenkolonien haften am Felsgestein. Gabriel verharrt auf dem Grund, orientiert sich und beginnt dann mit gleichmäßigen Bewegungen dicht über dem Pflanzenteppich hin und her zu schwimmen. Er durchquert den Grottensee in ganzer Breite, wendet an der gegenüberliegenden Felswand und schwimmt wieder zurück. Von Zeit zu Zeit verlangsamt er das Tempo, tastet mit den Händen vorsichtig in der Seegraswiese oder untersucht einen Felsspalt. Nach einer Weile stoppt er neben einem großen Felsbrocken. Ich denke, er ist am Ziel, bis ich ingrimmig bemerke, daß der Junge dort unten mit einem ungewöhnlich großen „Dwarslöper", einer Strandkrabbe, beschäftigt ist. Spielerisch legt er sie ein paarmal auf den Rücken, besinnt sich dann aber doch seines Auftrages und schwimmt weiter. Zehn Minuten mögen vergangen sein, als Gabriel ein letztes Mal in das Pflanzengestrüpp greift, einen blinkenden Gegenstand herauszieht und sofort auftaucht. Das Wasser rauscht, als er die Oberfläche durchbricht. Ein Prusten grollt durch die Höhle. Gabriel hält mir ein blankes Fahrtenmesser entgegen — das gesuchte Tatwerkzeug!

Zu dritt stehen wir um den Schreibtisch im Büro des Verwaltungsleiters. Vor uns liegt das vierundzwanzig Zentimeter

lange Fahrtenmesser. Die Klinge ist zwar nicht sonderlich scharf, jedoch spitz genug, um mit ihr einen tödlichen Stich zu führen. Im Messerknauf ist ein kleiner Kompaß eingelegt, und auf dem dunkelbraunen, lackierten Holzgriff erkenne ich ein kleines Metallschildchen.
„Gruß von der Störtebeker-Höhle", entziffert Hauptmann Röder, der leitende Kriminaltechniker, das sinnige Sprüchlein unter dem Vergrößerungsglas.
„Die Messer gibt es am Andenkenkiosk im Foyer zu kaufen", sagt Gabriel.
„Ohne Zweifel haben wir es hier mit der Tatwaffe zu tun", erklärt Hauptmann Röder. „Wir haben versucht, mit Hilfe der Benzidinprobe Blutspuren nachzuweisen, aber es war vergebens. Ich hoffe, daß es uns im Labor gelingt, den Abdruck des Messerheftes auf dem Jackett des Toten sichtbar zu machen, um so nachzuweisen, daß der Mann mit diesem Messer getötet wurde."
„Fingerabdrücke auf dem Griff?"
„Da war nichts zu machen, Genosse Zander — das Salzwasser! Außerdem hat der Täter keine Fingerabdrücke hinterlassen."
Er deutet auf das Messerheft, das verhältnismäßig gerade und schmal ist. Eine Besonderheit fällt mir allerdings auf.
„Ziemlich scharfkantig, wie?"
„Ja", sagt Röder. „Diese Kante war unser Glück. Dieses winzige Fädchen haben wir unter der Lupe entdeckt. Es ist an der scharfen Heftkante hängengeblieben und dann zwischen Metallheft und Holzgriff eingeklemmt worden. Nach Oberleutnant Körners Ansicht handelt es sich um einen Leinenfaden."
Oberleutnant Körner ist Sachkundiger für Textilanalysen und gehört zu Hauptmann Röders Kriminaltechnikergruppe.
„Sie haben schon eine Meinung?" frage ich Röder.
Der Hauptmann nickt. „Der Leinenfaden stammt höchst-

wahrscheinlich von einem Taschentuch. Wir haben versucht, den Tathergang zu rekonstruieren. Der Mord könnte sich folgendermaßen abgespielt haben: Der Täter trat von hinten an Wöllermann heran, hielt mit der linken Hand den Mund seines Opfers zu und führte den Stich mit der Rechten von unten nach oben unter Wöllermanns Arm hindurch. Dabei hatte der Täter den Messergriff mit seinem Taschentuch umfaßt. Er mußte Fingerabdrücke vermeiden. Während er Wöllermann zu Boden gleiten ließ, warf er das Messer ins Wasser, steckte das Tuch wieder ein und ging an seinen ursprünglichen Standplatz zurück."

„Hm, und das alles in viereinhalb Minuten!" Ich reibe mir das Kinn. „Makaber, nicht wahr?"

Mit saurem Gesicht kommt Frau Heßler aus dem Belegschaftsraum und öffnet ihren Souvenirstand. „Ich wollte längst Feierabend machen", zetert sie. „Solange Sie die Höhle nicht freigeben, habe ich ja sowieso keinen Umsatz. Aber der Chef läßt uns nicht gehen."

Im stillen bin ich dem Verwaltungsleiter für diese Weisung dankbar. Ich mime den stummen Zuhörer, überlasse es Gabriel, die Frau zu befragen, und sehe mir ganz nebenbei die Verkaufsauslagen an. Nicht zu glauben, was unsere Andenkenindustrie so Jahr für Jahr auf den Markt schleudert! Farbige Ansichtskarten, Hanse-Koggen in allen Größen, Störtebeker-Puppen, Wandteller und bemalte Gläser, Käpt'n Braß, Tabakspfeifen, Spazierstöcke, Barometer, Kompasse, Trillerpfeifen, Broschüren, kleine, bunte Wetterhäuschen aus Sperrholz, Matchboxautos, Taschenmesser, Bierkrüge, Anhängsel mit Bernsteinimitationen, Armreife und billige Kettchen — ein Kiosk voller Flitterkram und billigem Tand!

Schaudernd wende ich mich ab und suche wieder einmal nach

meinem Seelentröster, den ich mit feingeschnittenem braunem Tabak stopfe.

Gabriel hat Frau Heßlers Laune inzwischen merklich aufgebessert. Bei älteren Frauen kommt der Junge besonders an. Wahrscheinlich weckt seine Jugend mütterliche Regungen, so daß sie ihm gern Rede und Antwort stehen.

„Haben Sie dieses Messer jemals gesehen, Frau Heßler?"

Sie muß sich ein wenig nach vorn beugen, um aus dem schmalen Verkaufsfensterchen sehen zu können. Die Luke ist so angebracht, daß sich Kunde und Verkäuferin kaum von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen. Gabriel hält ihr das in einer durchsichtigen Plasttüte steckende Messer entgegen.

„Augenblickchen, Augenblickchen, junger Mann", brummelt Frau Heßler und sucht nach ihrer Brille. „Das Messer? Jaja, solche Messer verkaufe ich hier. Ist damit was nicht in Ordnung?"

„Können Sie mir sagen, ob das Messer aus Ihrem Kiosk stammt?"

„Lassen Sie mich doch noch mal sehen." Sie dreht und wendet die Plasttüte, entdeckt dann das kleine Metallschildchen am Holzgriff. „Jaja, hier steht's ja: ‚Gruß von der Störtebeker-Höhle'. Die Dinger werden aber auch in anderen Kiosken und Geschäften verkauft", sagt sie. „Da gehört dann noch so eine Lederhülle dazu." Sie greift in das Warenregal und legt ein zweites, völlig gleich gearbeitetes Fahrtenmesser auf den Verkaufstisch. Nur, daß dieses Messer in einer braunen Lederscheide steckt.

„Haben Sie heute so ein Messer verkauft?" fragt Gabriel.

„Ob ich so ein Messer verkauft habe? Lassen Sie's mich mal ein Augenblickchen überdenken, junger Mann. Viel war ja heute nicht los. Ich habe um neune aufgemacht. Als die erste Reisegruppe hier war, verkaufte ich ein Segelschiff. Dann einen

Störtebeker, ein paar Ansichtskarten..., ach so, und den Käpt'n Braß. Bei der zweiten Reisegruppe ging ein Bierkrug weg, ein Barometer... und dann ... ja, Sie haben recht, dann wurde ein Messer verlangt. Das war, kurz bevor die Gruppe in die Höhle ging."
Gabriel wirft mir schnell einen Blick zu.
„Können Sie sich an den Käufer erinnern? Wie sah er aus? War es ein Mann, oder war es eine Frau?"
„Nu mal langsam mit den jungen Pferden." Frau Heßler bremst den Eifer meines Mitarbeiters. „So viel Fragen auf einmal kann ja kein Mensch beantworten. Wie er aussah, ja, das weiß ich nicht. Kommen Sie mal hier 'rein in mein Kabuffchen, da werden Sie schon merken, daß man von den meisten Kunden nur die Hände sieht. Das einzige, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß ein Mann das Messer gekauft hat."
„Würden Sie ihn wiedererkennen?"
„Ich hab' ihn doch gar nicht gesehen."
„Denken Sie an die Stimme, Frau Heßler", drängt Gabriel. „Gehörte sie einem jüngeren oder älteren Mann?"
Frau Heßler wirkt ratlos. „Ja, ich weiß nicht..."
„Wir holen die Männer hierher", schlägt Gabriel vor. „Wir machen eine Gegenüberstellung."
Nickend erteile ich meine Zustimmung, und Gabriel macht sich sogleich auf den Weg, um die Konfrontation vorzubereiten. Auf den Verkaufstisch gelehnt, leiste ich Frau Heßler Gesellschaft.
„Netter Junge, Ihr Kollege", sagt sie mit versonnenem Lächeln. „Meiner war auch so. Freiwilliger bei den U-Boot-Fahrern. Dreiundvierzig ist er dann auf See geblieben. Gefallen. Vielleicht wäre er heute auch Kriminaler. Dieser Beruf hat ihm schon immer imponiert."
Ich hole die Frau aus ihren Erinnerungen zurück. „Sagen Sie

mal, Frau Heßler, wenn Sie von Ihren Kunden nur die Hände sehen, dann wissen Sie doch sicher auch, daß menschliche Hände zahlreiche Besonderheiten aufweisen können. Ich meine Narben, Tätowierungen, Amputationen und so weiter. Vielleicht fällt Ihnen in dieser Richtung etwas ein."

Gabriel führt eine Gruppe Männer in das Foyer.
„Es kann losgehen", meldet er. „Ich habe die Leute bereits instruiert."
„Auf denn", sage ich zu Frau Heßler. „Hoffentlich haben wir Glück."
Gabriel geht zu den Männern hinüber. „Sie gehen als erster!" wendet er sich an Bernd Vollert.
Der Student nickt. Mit festen Schritten nähert er sich dem Kiosk. „Ein Messer, bitte!" fordert er, so wie es Frau Heßler uns beschrieben hat.
Das breitflächtige Gesicht der Frau taucht im Verkaufsfester auf. Sie schüttelt den Kopf, und Bernd Vollert kann zur Seite treten.
„Der nächste!" kommandiert Gabriel.
Der Zwillingsvater geht zum Kiosk. „Ein Messer, bitte!"
Frau Heßlers Gesicht taucht wieder auf. „Das ist der Bierkrug!" ruft sie.
Der Zwillingsvater stimmt überrascht zu. „Ja, das stimmt, ich habe einen Bierkrug gekauft; aber ich verstehe nicht..."
„Schon gut, schon gut." Ich winke den Mann zur Seite.
Der nächste ist Horst Bachler, der Mann aus Hamburg.
„Ein Messer, bitte!" sagt er forsch.
Frau Heßler schüttelt wieder den Kopf. So geht es noch vier- oder fünfmal. Dann ist Gunnar Möller an der Reihe. Er macht ein paar Schritte durch das Foyer. Bevor er den Kiosk erreicht hat, bleibt er stehen. „Ich protestiere!" sagt er.

„Gehen Sie weiter!“ fordert Gabriel aus dem Hintergrund. „Sie sollen weitergehen!“
„Ich spiele in diesem Zirkus nicht mit!“
„Das ist eine Konfrontation, Herr Möller. Sie sind verpflichtet, daran teilzunehmen. Und jetzt gehen Sie!“
„Nein, nein, nein!“ wiederholt Möller wie ein ungezogenes Kind. „Das ist Einschränkung der persönlichen Freiheit! Ich will jetzt endlich nach Hause! Wir sitzen hier schon ein paar Stunden herum!“
„Was bilden Sie sich eigentlich ein!“ Nun reißt mir doch der Geduldsfaden. „Vor kurzem wurde hier ein Mensch erstochen. Ein Mensch, verstehen Sie! Und in dieser Situation sprechen Sie von persönlicher Freiheit! Da wagen Sie es, um ein paar Stunden zu feilschen! Herr Möller, warum behindern Sie die Ermittlungshandlungen?“
Meine Stimme hallt von den Wänden des Foyers. Möller zieht den Kopf ein, gibt aber nicht nach. Trotzig bohrt er die Fäuste in die Taschen seiner fransenbesetzten Wildlederjacke. Da sehe ich, wie der Musiker zusammenzuckt, als hätten seine Finger glühendes Eisen berührt.
„Was haben Sie denn?“ frage ich. „Zeigen Sie doch mal, was Sie in Ihren Taschen haben!“
Möller zieht ein Stück braunes Leder aus der rechten Jakkentasche: die lederne Scheide eines Fahrtenmessers!
Der Musiker starrt entgeistert auf seine Finger. Allmählich dämmert es in seinem Gehirn.
„Mit dem Ding habe ich nichts zu tun!“ brüllt er und blickt sich gehetzt nach einem Ausweg um.
Demonstrativ baut sich Gabriel an der Foyertür auf.
„Ich weiß, Herr Möller, ich weiß“, sage ich gelassen. „Diese Messerscheide ist Ihr Talisman. Sie tragen sie nur als kleinen Glücksbringer mit sich herum.“

„Ich schwöre, Herr Major, daß ich nicht weiß, wie das Ding in meine Tasche geraten ist!" Möller ist nüchtern geworden.
„Nicht sehr originell, Herr Möller. Ich habe schon bessere Ausreden gehört", entgegne ich und nehme ihm die Messerscheide aus der Hand.
„Herrgott noch mal, ich habe doch schon gesagt, daß mir das Ding nicht gehört!"
„Nun bleiben Sie mal hübsch auf dem Teppich!" sage ich. „Erklären Sie uns lieber, wie die Messerscheide in Ihre Tasche gelangte."
Möller hebt ratlos die Schultern. „Das kann ich nicht. Ich weiß nicht, wie das Ding in meine Tasche geraten ist!"
„Wollen Sie uns weismachen, daß der große Unbekannte Ihnen die Lederscheide in das Jackett geschmuggelt hat, Herr Möller?"
„Ich kann's mir nicht anders erklären."
„Haben Sie Ihre Jacke irgendwann einmal ausgezogen? Haben Sie sie an einen Kleiderhaken oder über eine Stuhllehne gehängt?" Wider alle Regeln der Kriminaltaktik baue ich Möller diese Brücke.
Aber Möller schüttelt den Kopf.
„Dann wollen wir den großen Unbekannten doch lieber aus dem Spiel lassen, nicht wahr? Eins würde ich gern noch wissen: Wo ist das Messer geblieben?"
Mit hängenden Schultern steht der langhaarige Musiker in der Mitte des Foyers. Das Weiß seiner Augen ist vom Alkohol gerötet. Vor mir steht ein alternder Mann, der sich durch Frisur und Kleidung jugendliches Aussehen erzwingen will. Möllers Wutausbrüche sind verraucht. Seine gespielte Überlegenheit ist wie weggeblasen. Keine lautstarken Proteste mehr, nur noch ein tonloses „Ich weiß nicht".
„Dann werde ich Ihnen sagen, wo wir das Messer gefunden

haben. Wöllermanns Mörder hat es in den Grottensee geworfen, weil er dachte, daß wir es dort niemals finden würden. Aber Sie sehen, das war ein Irrtum!"
Ich strecke ihm das in der Plasttüte steckende Fahrtenmesser entgegen.
„Aber das ist doch...", stammelt Möller fassungslos. Seine Lippen zittern. „Ich habe es nicht getan", flüstert er unter der Last meiner Verdächtigung. „Ich bitte Sie, das müssen Sie mir glauben. Ich habe es nicht getan!"
„Nun, das wird sich herausstellen. Wachtmeister — führen Sie den Mann ab!"
Ein Schutzpolizist tritt an den Musiker heran, legt ihm mit geübtem Griff die Führungskette um das rechte Handgelenk und führt ihn aus dem Foyer.
Spürbares Aufatmen geht durch den Raum, als die Tür hinter den beiden zufällt. Die aufgestaute Spannung macht sich Luft.
„Dann können wir ja endlich nach Hause", nimmt Bernd Vollert als erster das Wort.
„Ein bißchen müssen Sie sich schon noch gedulden", entgegne ich mit einer entschuldigenden Geste.
„Aber Sie haben doch Ihren Mörder!" ruft der Herr Bachler aus Hamburg. „Was wollen Sie denn noch von uns?"
„Die Untersuchung ist noch nicht abgeschlossen", begründe ich meinen Entschluß. „Wir benötigen noch einige Zeugenaussagen."

Die Männer sind in die Gaststätte zurückgekehrt. Frau Heßler schließt ihren Souvenirstand, und Verwaltungsleiter Brinkmann wartet in grauem Dederonkittel vor der Tür. Gabriel lehnt an einer Glasvitrine und hat die Arme vor der Brust verschränkt. Sein verdrossenes Gesicht läßt erraten, daß er an

einer Erklärung herumbastelt. Das urplötzliche Auftauchen der Lederscheide in Möllers Jackettasche hat auch ihn überrascht.

„Nun, was hältst du von der Geschichte?" frage ich.

„Wenn ich ehrlich sein soll, Chef, ich blicke da nicht ganz durch. Wie wollen wir beweisen, daß Möller der Täter ist? Was wir bis jetzt gegen ihn vorbringen können, wird doch von keinem Gericht als Beweis akzeptiert."

„Da hast du völlig recht", sage ich seelenruhig. „Möller scheidet als Täter aus!"

„Sind Sie davon überzeugt?"

„So ziemlich. Dir ist sicher nicht entgangen, daß ich Möller die Ausrede mit der abgelegten Jacke geradezu in den Mund gelegt habe. Wäre Möller der Täter, dann hätte er sofort auf diese Schutzbehauptung einsteigen müssen. Aber genau das Gegenteil war der Fall. Möller blieb bei der Wahrheit und belastete sich noch mehr."

Gabriel bleibt skeptisch. „Es sei denn, dieser Möller ist gerissener, als es die Polizei erlaubt, und hat Ihr Manöver durchschaut."

„Nein, nein, ich bin davon überzeugt, daß Möller überhaupt keine Ahnung von der Messerscheide in seiner Jackentasche hatte. Sein Erschrecken erschien mir echt; so ein guter Schauspieler ist er nämlich nicht. Und noch etwas. Dir ist sicher auch aufgefallen, daß Möller seine Jacke nur selten zuknöpft; er trägt sie meist offen. Unter diesen Umständen muß es dem Mörder verhältnismäßig leichtgefallen sein, die Lederscheide unauffällig in Möllers Tasche zu praktizieren."

Gabriel löst sich von der Ausstellungsvitrine und kommt mir ein paar Schritte entgegen. „Leuchtet ein", stimmt er mir zu. „Der Mörder konnte die Lederscheide nicht ins Wasser werfen, denn Leder schwimmt an der Oberfläche. — Trotzdem haben Sie

Möller einen tüchtigen Schreck eingejagt, als Sie ihn abführen ließen."

Allmählich dringt die Dämmerung in den Raum. Dunkle Schatten kriechen aus den Ecken des Foyers, lassen die Konturen der Einrichtung zunehmend weicher werden. In den Fenstern der STÖRTEBEKER-KLAUSE spiegelt sich der Widerschein der Abendsonne. Dieses Rot beendet einen freundlichen Herbsttag.

Wir haben indessen unsere Aufgabe nicht lösen können. Wir haben Verdächtige ermittelt und Spuren gefunden, Beweise und Indizien, die alle Kombinationen wieder zusammenbrechen ließen. Johannes Wöllermanns Gesicht taucht vor mir auf. Das Gesicht, das ich irgendwann schon einmal gesehen habe. Ich beginne wieder in meinem Gedächtnis zu kramen, versuche das, was dort quälend an der Arbeit ist und das mir dennoch jedesmal entwischt, wenn ich es festhalten will, an die Oberfläche zu bringen.

Eine viertel Stunde später machen wir uns erneut auf den Weg in das „Reich der ewigen Schatten". Mit einem dumpfen Laut schlägt die schwere Bohlentür hinter uns in das Schloß. Wir haben uns Brinkmanns Führung anvertraut, denn allein in der Höhle umherzustreifen, erscheint mir ein Risiko. Der Verwaltungsleiter kennt jeden Weg und Steg des unterirdischen Reiches. Der kühle Luftzug im Gang läßt mich schaudern. Wir bewegen uns im Scheine elektrischer Lampen, entlang der glitzernden Märchenpracht, auf erforschtem Boden. Dennoch bleibt das monotone Aufschlagen der Wassertropfen, bleibt das Gespenstische der Schatten und die bedrückende Last der Felsen.

Wir wandern vorbei an bizarren Kalksteingebilden, die im Licht aufleuchten. Wie alt mögen diese Steine wohl sein? Dann

betreten wir den „Störtebeker-Saal". Das Echo unserer Schritte hallt von den Höhlenwänden, verliert sich irgendwo im Labyrinth der Gänge.
„Eins will mir immer noch nicht in den Kopf, Chef", sagt Gabriel, „warum hat der Mörder ausgerechnet hier zugestochen?"
Eine Weile stehen wir schweigend beisammen. Da sagt Brinkmann: „Weil nur im ‚Störtebeker-Saal' das Licht abgeschaltet wird."
Seine Worte fallen in die Stille, und auf einmal ist mir, als seien meine Gedanken einem Teufelskreis entronnen.
„Er hat recht", sage ich. „Der ‚Störtebeker-Saal' ist der einzige Ort, wo der Mord überhaupt *möglich* war. Eine andere Erklärung gibt es nicht."
Brinkmanns Einwurf ist wie ein Funke auf Gabriel übergesprungen. „Das bedeutet, daß der Mörder die Höhle gekannt haben muß!"
„Richtig!" Ich führe seine Kombinationen weiter. „Dem Täter verblieben nur viereinhalb Minuten für sein Verbrechen. Daraus folgt..."
„... daß die Tat bereits vor dem Betreten der Störtebeker-Höhle geplant war..."
„... und daß der Täter noch vor dem Abschalten des Lichtes einen günstigen Standort eingenommen haben mußte."
„Damit fällt der Verdacht aber wieder auf Hermann Wendler", bemerkt Gabriel trocken. „Alle Touristen haben ausgesagt, daß sie das erste Mal in der Störtebeker-Höhle waren."
„Wer sagt, daß das die Wahrheit ist?" halte ich ihm entgegen.
Gabriel bleibt mir die Antwort schuldig, sagt statt dessen: „Ich kann mir nicht helfen, aber mir kommt dieser ganze Mord unwirklich vor. Vielleicht ist ‚gespenstisch' sogar der bessere Ausdruck. Jeder normale Mörder — sofern man in diesem

Zusammenhang überhaupt von normal sprechen kann — sucht sich doch abgelegene Tatorte aus. Er paßt auf, daß es keine Zeugen für sein Verbrechen gibt. Dieser Mörder hingegen riskiert die Gegenwart von vierundzwanzig Zeugen, riskiert sogar, in den Verdächtigenkreis zu geraten. Das widerspricht doch jeglicher Vernunft!"
„Ich verstehe schon", sage ich. „Zugegeben, der Fall erscheint außergewöhnlich, aber vielleicht liegt gerade darin seine Logik begründet."
„Das ist mir nun doch zu hoch", gesteht Gabriel unumwunden.
Mein Blick streift über die feuchten Felswände, den blinkenden Wasserspiegel und kehrt zu Gabriel zurück. „Es gibt nur eine Möglichkeit." Ich beginne den Gedanken zu entwickeln, der allmählich in meinem Kopf Konturen annimmt. „Der Mörder befand sich in einer Paniksituation, verstehst du. Er mußte einfach töten. Nehmen wir mal an, daß Wöllermann und der Mörder sich kannten. Vielleicht seit langer Zeit. In der Höhle sind die beiden nun zufällig aufeinandergetroffen. Und nehmen wir noch an, daß Wöllermann etwas wußte, was dem Mörder zum Verhängnis werden konnte. Dann ergibt sich die Schlußfolgerung: Der Mörder mußte unbedingt verhindern, daß Wöllermann sein Wissen preisgibt. Mit anderen Worten: Wöllermann mußte noch vor dem Verlassen der Höhle sterben!"
„Unser Mann ist ein Beziehungstäter", konstatiert Gabriel.
„Ja. Zwischen Wöllermann und seinem Mörder muß es etwas geben, was beide so eng aneinanderkettet, so daß nur der gewaltsame Tod sie trennen konnte."
Wir haben unterdessen unsere Höhlenwanderung fortgesetzt und gelangen zu einem unterirdischen Hafenbecken. Drei oder vier rechteckige Kähne — Spreewaldkähnen ähnlich — schwimmen auf der Wasserfläche. Wir steigen auf Brinkmanns Geheiß in einen der Kähne, und von seiner kundigen Hand gelenkt,

beginnt unsere unterirdische Fahrt. Wieder nimmt mich die Romantik der Höhle gefangen, läßt mich den Mordfall Johannes Wöllermann für Minuten vergessen. Ich schöpfe eine Handvoll kaltes Wasser und lasse die Tropfen durch meine Finger rinnen. Der Wasserarm mündet in einem zweiten Hafenbecken. Brinkmann legt an.
Während wir aussteigen, sehe ich mehrere Geräte, die, in Lederhüllen verpackt, in einer Felsnische stehen.
„Kameras“, sagt Brinkmann, der meinem neugierigen Blick gefolgt ist. „Hier hat der Fotograf seinen Standort.“
Brinkmann macht den Kahn an einer Kette fest.
„Genosse Major!“
Die dienstliche Anrede läßt mich aufhorchen. Mein Mitarbeiter steht vor einem Schaukasten, den der Fotograf offensichtlich zu Werbezwecken nutzt. Ich trete neben Gabriel, blicke auf die postkartengroßen Abzüge, die hier ausgestellt sind. Im Grunde genommen zeigen sie alle das gleiche Motiv. Immer wenn der vollbesetzte Kahn den Höhlentunnel verläßt und in das Hafenbecken einfährt, drückte der Fotograf auf den Auslöser. Die Tragweite von Gabriels Entdeckung läßt sich nicht mit einem Wort beschreiben. Natürlich weiß ich sofort, worauf er hinauswill. „Wird jeder Kahn fotografiert?“ wende ich mich an den Verwaltungsleiter.
„Das gehört zu Schöllners Berufspsychologie. Wenn er die Gesichter der Leute erst mal auf der Platte hat, dann fühlen sie sich auch verpflichtet, die Fotos zu kaufen.“
„Wie lange mag er die Aufnahmen wohl aufbewahren?“
„Schwer zu sagen. Ich schätze sechs bis acht Jahre, bis er sein Archiv mal wieder ausmistet.“
Gabriel notiert bereits die Adresse des Fotografen. FOTO-SCHÖLLNER steht auf dem Schaukasten. GUMNITZ, RUF 286.

„Ich glaube, jetzt können wir alle einen Kaffee vertragen", sage ich zufrieden. „Ein Kognak wäre auch nicht schlecht."

Wir verlassen die Störtebeker-Höhle und begeben uns zum Verwaltungsgebäude zurück. Vor der Gaststättentür hält mich ein Wachtmeister auf.
„Genosse Major, das VPKA Wismar hat schon ein paarmal angerufen. Sie wurden von einem Hauptmann Botteck verlangt."
Sicher die Auskünfte über Johannes Wöllermann, denke ich und gehe in Brinkmanns Zimmer ans Telefon. Während der Verwaltungsleiter beim Gastwirt Kaffee bestellt und eine Flasche rumänischen Weinbrand aus dem Schreibtisch zaubert, warte ich auf meine Verbindung mit Wismar.
„Hauptmann Botteck!" Die Stimme meines alten Bekannten ist in der Leitung.
„Hier ist Zander", sage ich und sehe förmlich, wie ein Schmunzeln über sein Gesicht geht. Botteck hat vor Jahren in der Morduntersuchungskommission gearbeitet. Jetzt ist er Leiter der Abteilung K im Volkspolizei-Kreisamt.
„Grüß dich, altes Haus!" lärmt es aus dem Hörer. „Hast du uns etwa auf die Spur vom alten Wöllermann gehetzt?"
„Ja. Gabriel hat dir doch sicher gesagt, daß es sich um Mord handelt."
„Phantastisch!" Botteck benutzt seinen Lieblingsausdruck. „Wöllermann war noch immer Junggeselle. Er hinterläßt keine Angehörigen. Beschäftigt war er im Städtischen Museum als wissenschaftlicher Mitarbeiter. Zurückhaltend, kontaktarm. Ein Sonderling, der ganz in seiner wissenschaftlichen Arbeit aufging. Eine Kapazität auf dem Gebiet der Störtebeker-Forschung. Daran hat sich auch in den letzten Jahren nichts geändert. Du kennst ihn ja."

„Warte mal, warte mal", murmele ich. „Mir ist die ganze Zeit schon so, als hätte ich sein Gesicht irgendwo gesehen. Ich komme nur nicht drauf."
„Phantastisch! Du hast ihn doch selbst vernommen — nicht nur einmal! Der Einbruch im Städtischen Museum, bei dem der Wächter erschlagen wurde!"
Schlagartig setzt meine Erinnerung ein. Jede Einzelheit des Falles steht mir jetzt wieder vor Augen. Es muß ungefähr achtzehn oder neunzehn Jahre zurückliegen. Ein unbekannter Täter war in Wismar in das Städtische Museum eingestiegen und hatte eine Kollektion silberner Becher gestohlen. Vom Hausmeister auf dem Korridor überrascht, hatte er den Mann mit einem stumpfen Gegenstand niedergeschlagen. Stunden später war der Hausmeister seinen Verletzungen erlegen. Wir von der Morduntersuchungskommission übernahmen die weiteren Ermittlungen. Es war die Zeit, in der Botteck und ich noch beim alten Kriminalrat Poller assistierten, einem erfahrenen Kriminalisten, den die Nazis neunzehnhundertdreiunddreißig aus dem Amt gejagt hatten und der nun half, unsere neue Kriminalpolizei aufzubauen.
Das Sonderbare an diesem Fall aber war, daß es einen Zeugen gab, der den Mörder wahrgenommen hatte, ihn aber nicht beschreiben konnte. Dieser Zeuge hieß Johannes Wöllermann. Der Museumsangestellte hatte noch in seinem Zimmer gesessen und gearbeitet. Als er das Poltern im Treppenhaus vernahm, war er auf den Korridor hinausgelaufen und hatte eine männliche Person bemerkt, die durch ein im Parterre gelegenes Fenster sprang. Wöllermann war nicht in der Lage gewesen, eine annähernd vernünftige Personenbeschreibung zu geben. Der Zeuge war kurzsichtig, und als er aus dem Zimmer gelaufen war, hatte er seine Lesebrille auf der Nase gehabt.
Wöllermanns Gesicht steht plötzlich wieder vor mir, das hilflose

Zwinkern, wenn er die Brille abnahm, um die Augenlider mit Daumen und Zeigefinger zu massieren.
Übrigens hat Botteck recht, ich habe Wöllermann mehr als einmal vernommen, immer in der Hoffnung, doch noch einen Hinweis aus ihm herauszuquetschen. Aber wir hatten die Ermittlungen nach einem halben Jahr auf Eis legen müssen. Zuviel Arbeit gab es noch in jenen Jahren für uns. Wir vermuteten außerdem, daß der Täter längst in Westberlin untergetaucht war.
„Glaubst du, daß der Mord mit dem Verbrechen von damals in Verbindung zu bringen ist?" fragt Botteck am anderen Ende der Leitung.
„Ich bin fast sicher", sage ich. „Jedenfalls ist es im Augenblick das einzige einleuchtende Motiv."
„Phantastisch! Hoffentlich denkst du daran, daß ich damals nach mühevollem Suchen einen Fingerabdruck fand, der mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit — wie sich der alte Poller immer auszudrücken beliebte — vom Täter stammen muß!"
„Ich denke daran. Und wenn meine Täterhypothese stimmt, dann werden wir auch dieses Verbrechen aufklären."
Ich lege den Hörer auf und unterrichte Gabriel von der neuen Lage. Brinkmann, der gerade den Kaffee auf den Tisch stellt, wird richtig zappelig vor Aufregung. „Nun brauchen Sie nur noch zuzugreifen, Genosse Major!" ruft er begeistert.
Heilige Einfalt, denke ich. Zugreifen würde ich schon, wüßte ich nur, bei wem.

Wir trinken Kaffee und nehmen auch einen gehörigen Schluck von dem Kognak. Draußen ist es inzwischen dunkel geworden.
Nachdem wir die Lage noch einmal von allen Seiten analysiert

haben, entscheide ich, die Leute nach Hause zu schicken. Ich habe kein Recht, sie noch länger hier festzuhalten.
Der Wismarer Vorgang aus dem Jahre neunzehnhundertfünfzig, der den Fingerabdruck des Täters enthält, muß erst in der Aktenablage der Bezirksbehörde ausgegraben werden. Die Obduktions- und Laborbefunde sind nicht vor morgen früh zu erwarten, und bis wir FOTO-SCHÖLLNERs Bildarchiv umgekrempelt haben, können Stunden, ja sogar Tage vergehen. Ich mache mir keinerlei Illusionen über die Mühen einer solchen Arbeit. Wir werden uns einige tausend Bilder ansehen müssen, jedes Gesicht unter der Lupe betrachten. Das bedeutet, aufmerksam und gewissenhaft zu sein, sich nicht einlullen zu lassen von der Eintönigkeit, die wie eine einschläfernde Droge hinter dieser Vielzahl lauert. Selbst wenn ich ein Dutzend Leute für diese Arbeit einsetze, bleibt es immer noch eine Sisyphusarbeit. Aber das Gesicht des Mörders muß gefunden werden!
„Entlassen wir die Leute also“, sage ich zu Gabriel. „Sag ihnen, sie sollen sich unter ihren gegenwärtigen Anschriften für die nächsten zehn Tage zu unserer Verfügung halten. Setz dich mit den zuständigen Dienststellen in Verbindung und sorge für eine diskrete Überwachung.“
„Und dieses Ehepaar Bachler aus Hamburg?“
„Weißt du einen einleuchtenden Grund, um ihre Abreise zu verhindern?“
Mein Mitarbeiter geht, um die Leute in der STÖRTEBEKER-KLAUSE zu verabschieden. Ich erhebe mich und wandere ziellos durch das Büro des Verwaltungsleiters. Draußen hebt Lärm an. Unsere Zeugen verlassen das Haus — unter ihnen der Mörder, der jetzt sicher glaubt, seinen Häschern entkommen zu sein. Autotüren klappen auf dem Parkplatz. Motoren springen an. Ganz deutlich unterscheide ich das röchelnde Blubbern des

karus-Busses, der zum Reisebüro gehört. Ich lausche so konzentriert auf die Motorengeräusche, daß ich das zaghafte Klopfen an der Tür fast überhöre. Erst beim zweitenmal reagiere ich.

„Herein!"

Frau Heßler, die Frau vom Souvenirstand, schiebt sich in das Büro. „Herr Major", sagt sie zögernd, „ich habe noch einmal über Ihre Worte nachgedacht, von den Händen und was Sie so sagten. Sie haben das schon sehr richtig ausgedrückt. Man merkt, daß Sie ein guter Beobachter sind. Es ist nämlich wirklich so, daß die Hände der Menschen niemals gleich sind. Und als ich so vorhin nachdachte, da ist mir etwas eingefallen. Ich weiß jetzt genau, wie ich den Mann erkennen kann, der das Messer gekauft hat. Als er mir das Geld hinlegte, sah ich seine goldenen Manschettenknöpfe. Da waren so merkwürdige Abbildungen drauf. Seepferdchen oder so etwas Ähnliches. Können Sie damit etwas anfangen?" Frau Heßler blickt mich treuherzig an.

„Und ob, Frau Heßler, und ob!" sage ich und lege der Frau beide Hände auf die Schultern. „Einen Augenblick, bitte!"

Damit stürme ich auf den Parkplatz hinaus. Mit raschen Schritten habe ich den grünweißen Reisebüro-Bus erreicht.

Die Reiseleiterin schlägt gerade die Tür hinter sich zu und gibt dem Fahrer das Zeichen zur Abfahrt.

„Halt!" rufe ich und reiße die Tür auf. „Einen kleinen Augenblick noch!"

Ich dränge mich an der erstaunten Reiseleiterin vorbei und gehe auf dem schmalen Mittelgang in den Bus hinein, bis ich vor dem Mörder stehe.

„Ich glaube, wir haben noch etwas vergessen", sage ich. „Würden Sie mir bitte Ihr Taschentuch geben!"

Der Mann starrt mich an. Zum erstenmal bemerke ich so etwas

wie Kälte in seinem Blick, einem Blick, der gleichsam unter die Haut geht.
„Wie meinen ...?" sagt er. „Mein Taschentuch... äh, wozu?"
„Für eine kriminaltechnische Untersuchung", erwidere ich. „An dem Tatmesser wurde ein winziger Leinenfaden entdeckt. Damit steht fest, daß der Mörder den Messergriff mit einem Taschentuch umwickelt hatte."
„Mit Verlaub, ich verstehe trotzdem nicht. Soll das heißen, daß ich...?"
„Sie verstehen sehr gut!" sage ich scharf. „Es muß eine große Überraschung für Sie gewesen sein, als Sie im Foyer der Störtebeker-Höhle plötzlich dem Wismarer Museumsangestellten gegenüberstanden. Wahrscheinlich erkannten Sie ihn, als er aus dem Belegschaftsraum neben der Kasse kam. Wir wissen ja, daß Sie in unmittelbarer Nähe der Tür gestanden haben. Als Wöllermann dann auch noch telefonieren wollte, gerieten Sie in Panik."
Nur für Sekunden ist etwas Unstetes im Blick dieses Mannes, dann hat er sich gefaßt. „Ihr Eifer ist bemerkenswert", sagt er zynisch. „Nur habe ich für Scherze dieser Art wenig Verständnis. Wieso soll ich beim Anblick dieses Menschen in Panik geraten sein?"
„Wöllermann war Zeuge des Verbrechens, das Sie vor neunzehn Jahren im Städtischen Museum Wismar verübten. Sie haben ihn erkannt, und weil Sie glaubten, daß er die Polizei anrufen wollte, haben Sie sich das Messer gekauft und Wöllermann erstochen. Ein Präventivmord, wie das Gericht in seinem Urteil sagen wird. Übrigens ein ganz und gar sinnloses Verbrechen, denn Wöllermann ist so kurzsichtig, daß er Sie vor neunzehn Jahren im Museum und auch heute im Foyer überhaupt nicht erkannt hat."
„Da bin ich aber gespannt, wie Sie das beweisen wollen?" höhnt

er Antiquitätenhändler aus Karl-Marx-Stadt. „Sie haben eine lühende Phantasie!"

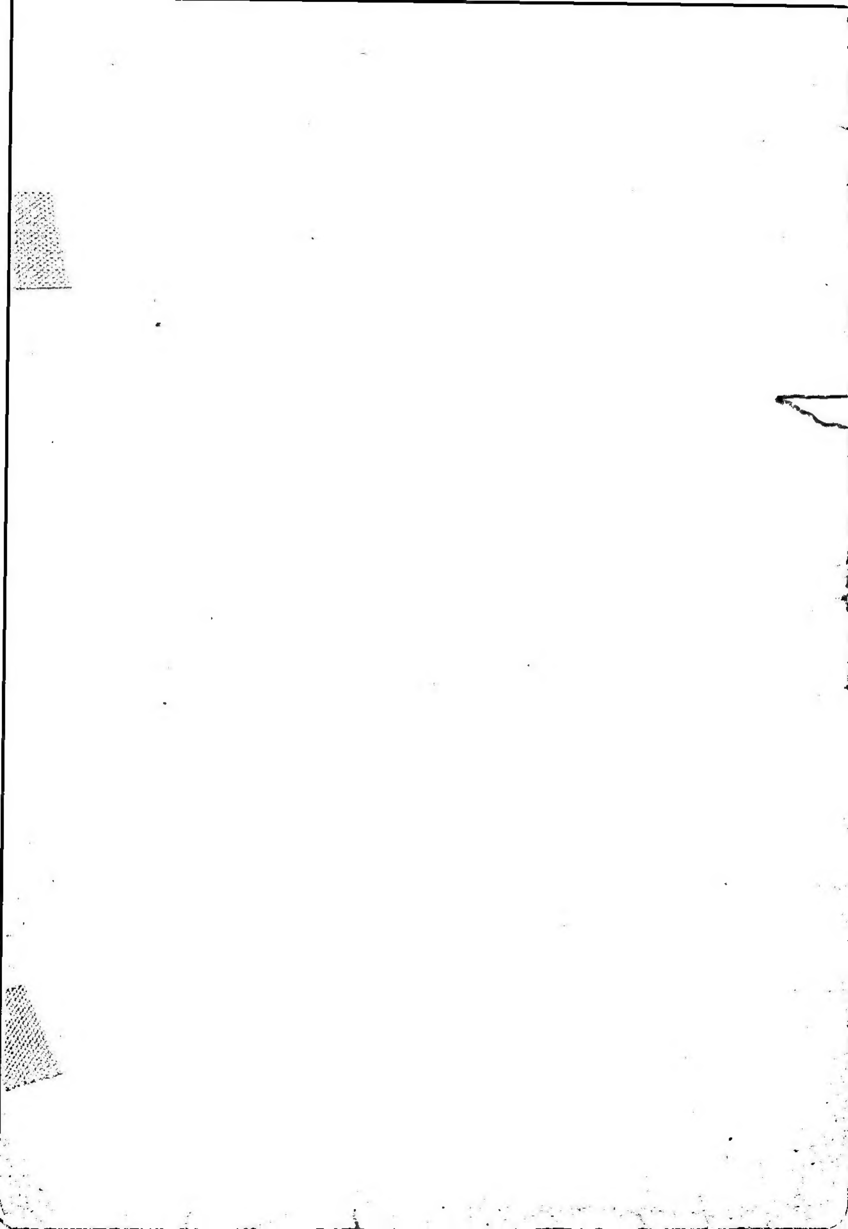
Dann will ich Sie mit unseren Beweisen bekannt machen, Herr teiner. Erstens: Sie sind der Käufer des Fahrtenmessers! Frau Ießler hat Sie an Ihren Manschettenknöpfen erkannt. Zweiens: Der Leinenfaden am Tatmesser stammt mit Sicherheit von hrem Taschentuch. Sie benutzten es, um Fingerabdrücke zu ermeiden. Drittens: In Wismar waren Sie vor neunzehn Jahren veniger vorsichtig. Dort haben Sie einen exakt auswertbaren 'ingerabdruck hinterlassen. Viertens: Der Mörder kannte die störtebeker-Höhle! Sie werden sich vielleicht erinnern, daß Sie ei Ihrem ersten Besuch in der Höhle während der Kahnfahrt otografiert wurden. Sie können sich darauf verlassen, daß wir n Archiv des Fotografen so lange herumstöbern werden, bis vir das entsprechende Bild gefunden haben." Ich zerre den Iörder von seinem Sitz hoch. „Kommen Sie!" sage ich. „Sie sind vegen Verdacht des zweifachen Mordes festgenommen!"

ich stoße Steiner vor mir her, bis zur Tür, wo er von Oberleutnant Gabriel mit Handschellen in Empfang genommen wird. In dem Reisebüro-Bus ist es still. Niemand rührt sich, keiner sagt ein Wort.

„Das wär's", sage ich zu den atemlos lauschenden Touristen. „Ich wünsche den Herrschaften eine angenehme Reise!"

In der Tür des Verwaltungsgebäudes bleibe ich noch einmal stehen und beobachte die Abfahrt der Fahrzeuge. Der grünveiße Ikarus kurvt über den Parkplatz und biegt auf die Fernverkehrsstraße ein. Ihm folgt der Škoda mit Fräulein Annabelle am Steuer, der Bühnentänzerin, die eigentlich Anni Lehnert heißt. Neben ihr Gunnar Möller, der diesen Tag gewiß nicht aus seinem Gedächtnis verlieren wird. Hinter ihnen der jadegrüne Porsche. Ich kann mir vorstellen, was für eine Story Herr und Frau Bachler demnächst ihren Partygästen in Ham-

burg-Altona auftischen werden. Als letzter fährt der Zwillingsvater vom Parkplatz. Die beiden Mädchen winken mir von den Rücksitzen des Wartburg ein letztes Mal zu.
Ludwig Steiner, der Antiquitätenhändler aus Karl-Marx-Sta der seinen Wohlstand auf Diebstahl und Mord begründete, wi gefesselt zum Funkstreifenwagen geführt — ein Außenseiter unserer Gesellschaft. Bevor wir die Akten an Staatsanwalt Helm abgeben können, werden wir die Lebensgeschichte dieses Mannes aufhellen müssen, und ich gehe sicher nicht fehl, wenn ich vermute, daß wir noch auf so manchen dunklen Punkt stoßen werden...
Mit langsamen Bewegungen stopfe ich mir eine Pfeife, wedle die Streichholzflamme aus und lasse das verkohlte Hölzchen zur Erde fallen. Eine tiefe Stille ist in mir. Ich fühle mich alt und sehr, sehr müde. Das Verbrechen, das vor neunzehn Jahren im Wismarer Museum begangen wurde, ist aufgeklärt, aber zu spät, denn wir haben den zweiten Mord nicht verhindern können.
„Genosse Major!" ruft eine Stimme aus dem Dunkel. „Genosse Major, Telefon! Die Bezirksbehörde ist am Apparat. Oberstleutnant Ahrenz möchte wissen, wo Ihre Lagemeldung bleibt!"




0,45
31235